



Seibennunddreissigster Jahrgang.

24. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Belt.

Roman von
Gregor Samarow.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin eilte zu Agnes, doch deren Zustand zeigte keine Veränderung. Ganz zufrieden mit dem Erfolg, den der erste Ausgang auf den Gemütszustand des Barons gehabt hatte, drängte sie denselben noch einmal, ins Freie hinauszugehen.

Leicht gab der Baron ihren Bitten nach, und als er auf die Straße hinaustrat, hörte er vom Schlosse her jubelnde Stimmen ertönen, welche verkündeten, daß der König hinaustritt nach dem großen Felde zwischen Gravenstein und Aböbhm, wo er die Parade der Sturmkolonnen und der Reservebrigade befohlen hatte.

Der Baron lauschte diesen Klängen und schritt nach kurzem Zögern schnell der Richtung zu, woher dieselben ertönten.

Es zog ihn unwillkürlich dorthin. Der Anblick des Königs von Preußen und der preussischen Truppen erschien ihm wie ein wohlthätiges Bild fester, klarer Ordnung und Harmonie, wie ein sicherer Fels in dem brausenden Meere von Unruhe und Zweifel, das ihn umgab, wenn auch er selbst auf diesem Felsen keinen Ruhepunkt zu finden hoffen durfte.

Er hatte es nicht bemerkt, daß seinem Hause gegenüber eine Gruppe von einigen Personen in der sonst ganz leeren Straße stand und daß diese Personen, welche bei seinem Erscheinen, eifrig sprechend, die Köpfe zusammengesteckt hatten, ihm schnell, aber immer in einiger Entfernung zurück bleibend, folgten, als er an dem Schlosse vorbei dem Paradeplatze zuschritt, wohin der König mit seinem Gefolge langsam hinaustritt.

Auf der großen Koppel an der Alenburg-Sonderburger Chaussee, dicht hinter Gravenstein, waren die Mannschaften zur Parade aufgestellt; sie erschienen nach dem Befehl des Königs in demselben Anzug, den sie am Tage des Sturmes getragen: die Riffe, welche die Waffentröde im Kampfe erhalten hatten, waren notdürftig geflickt, viele trugen Binden um den Kopf und um den Arm, die Raschirmmesser und die Kochgeschirre hingen an den Leibriemen. Die Offiziere trugen Feldsäbel und Revolver, gerollte Mäntel und hohe Stiefel, häufig Mützen ohne Schirm,

und die äußere Erscheinung dieser Truppen, welche bereit standen, um von ihrem Kriegsherrn gemustert zu werden, glich sehr wenig einer jener Paraden, welche man in den Garnisonen zu sehen gewöhnt ist und bei denen ein Stäubchen auf der Uniform und ein unbedeutender Fleck auf einem Knopf zu den schwersten Vergehen gehörten; aber alle diese zerknitterten und bestäubten Mützen waren mit grünen Reifern geschmückt und aus allen diesen jugendkräftigen Gesichtern strahlten Augen von glücklicher Freude dem Könige entgegen, für den alle ihr Leben ein-

gesetzt hatten und der nun kam, um ihnen seinen persönlichen Dank, die schönste Belohnung, zu bringen.

Der Baron, immer gefolgt von den Männern, welche ihn vor seinem Hause erwartet hatten, war schnell auf einem Feldpfade neben der Chaussee hinausgegangen und hatte die Koppel fast noch vor dem König erreicht.

Eine dichte Volksmenge umstand den für die Parade frei gehaltenen Raum.

Der Baron nahm seinen Platz am äußersten Rande dieser lebendigen Mauer, durch die er sich kräftig vorbrängte; die Männer, welche ihm gefolgt waren, stellten sich ganz unmittelbar in seiner Nähe auf, so daß er ganz von ihnen umgeben war.

Der Prinz Friedrich Karl erwartete mit seinem Stabe den König. An der Chaussee am rechten Flügel der Truppen neben dem königlichen Kriegsherrn befand sich der Kronprinz von Preußen, der Prinz Karl, die Prinzen Albrecht, Vater und Sohn, der Feldmarschall von Wrangel, und man sah im Gefolge des Königs auch zahlreiche fremde, namentlich österreichische Uniformen.

Als der König an den rechten Flügel heransprengte, erscholl ein Hurraruf aus den Reihen, welcher wie ein rollender Donner sich weit hin fortsetzte und die Musik überlante, welche die Nationalhymne intonierte.

Nachdem der König den Prinzen Karl und die bei demselben befindlichen hohen Offiziere begrüßt hatte, ritt er langsam die Front herunter.

Überall, immer weiter setzten sich, ihm bei jedem neuen Truppenteil entgegenklingend, die Jubelrufe fort. Glückliche Freude strahlte ihm überall aus den Gesichtern seiner Soldaten entgegen und spiegelte sich in seinem edlen, ernsten und doch so milden und freundlichen Antlitze wider; dann nahm der König seine Aufstellung auf dem Felde und ließ die Truppen in Parade vorbeidesilieren, nach den sechs Sturmkolonnen geordnet. Die Pioniere, welche beim Sturm die Arbeiterkolonne gebildet hatten, marschirten an der Spitze, ihnen folgten die Artilleristen, dann die eigentlichen Sturmkolonnen und nach diesen die Reserve.

Während des Vorbeimarsches spielten die Musikcorps den Duppeler Sturmmarsch, welchen der Kapellmeister Piefle neu komponiert und an diesem Ehrentage der preussischen Armee eingeweiht hatte.

Der Baron, mit unwiderstehlicher Macht angezogen von dem erhebenden Schauspiel eines wirklichen und wahrhaftigen Königs inmitten seiner siegreichen Truppen, hatte sich trotz der dichten Menschenmassen ganz nahe herangebrängt und stand fast unmittelbar hinter dem König



Mai. Gemälde von J. Max Whirter. (S. 572.)

und seiner Suite. Seine Augen blühten, sein Herz schlug höher, als er all diese kräftigen, mannhaften Kriegergestalten sah, welche jubelnd und jauchzend und doch ohne eines Haars Breite aus den Linien zu weichen im Parademarsch vorüberzogen, meist aber halteten seine Blicke auf dem königlichen Kriegsherrn, der voll väterlicher Liebe und doch wieder mit streng militärisch prüfendem Blicke die vorüberziehenden Kolonnen musterte.

Er war immer weiter vorgetreten und stand unmittelbar neben einem Offizier der Suite, welcher den vornehm aussehenden Mann nicht zurückdrängen wollte. Da zog eine neue Sturmkolonne heran. Neben einem Zuge der Compagnie marschierte ein schlank gewachsener Unteroffizier, der beim Herannahen der Kolonne neugierig den König und seine Suite musterte, als ob ihm dies ein ganz neues und merkwürdiges Schauspiel wäre. Plötzlich fielen seine Blicke auf den seitwärts neben dem Adjutanten stehenden Baron, der in seiner Zivilkleidung zwischen all diesen Uniformirten auffallen mußte. Er sah scharfer hin, eine dunkle Röte flog über sein Gesicht; seine Schritte wurden unsicher, das Gewehr zitterte in seinem Arm.

Die Kolonne war zum Könige herangekommen.

„Augen rechts!“ sollte das Kommando erschallen, obgleich daselbe heute wohl überflüssig war, denn wohin anders als zu ihrem König und Kriegsherrn hätten sich in diesem Augenblick all die Blicke der tapferen Soldaten richten können.

Der Unteroffizier, immer den Baron anstarrend, vergaß das Kommando zu geben, er selbst kam aus dem Tritt. Seine Leute wußten zwar genau, was sie zu thun hatten, und thaten ihre Schuldigkeit, aber doch zeigte sich eine kleine Schwankung und die Linie kam ein wenig aus der Richtung.

So unbedeutend der Fehler war, so entging er doch den scharfen Augen des Königs nicht; er schien ein wenig verwundert und blickte wie fragend auf die vorbeimarschirende Truppe.

„Die Compagnie hat sich besonders gut gemacht, Majestät,“ sagte der Prinz Friedrich Karl, welcher, unmittelbar hinter dem Könige haltend, ebenfalls den Vorgang bemerkt hatte, „sie hat die Schanzen erobert, welche der Lieutenant Anker befehligte, und der Unteroffizier, der eben etwas die Haltung verlor, hat sich besonders bei der Gefangennehmung jenes tapferen Offiziers verdient gemacht.“

Der König lächelte und nickte der letzten der eben vorbeimarschirenden Compagnien besonders freundlich zu.

Der Vormarsch war beendet, der König versammelte noch seine Offiziere um sich und kehrte dann nach Gravenstein zurück, um im Schlosse Nachquartier zu nehmen.

Langsam schritt der Baron mit der Menschenmenge der Stadt zu, immer von seinen Beobachtern umgeben.

„Es ist etwas Großes um einen wahren König,“ flüsterte er vor sich hin, „unter ihm kann auch heute noch der wahre Edelmann seinen Platz finden und ausfüllen, wie zur Zeit der alten Paladine. Aber wo ist ein solcher Platz heute in meinem armen Vaterlande, mag das Loos des Krieges daselbst nach Glücksburg oder Augustenburg werfen.“

Friedrich marschierte in tiefen Gedanken mit seiner Compagnie in sein Standquartier zurück.

Die flüchtige Störung des Parademarsches, welche er veranlaßt hatte, war nur von seinen eigenen Leuten bemerkt worden, welche sie seiner Ermüdung zuschreiben mochten und nicht davon sprachen; auch er dachte daran nicht mehr, aber das Bild seines Vaters, den er in der kurzen Zeit verändert, ergraut und gebeugt gefunden hatte, stand vor ihm.

„Er ist zu Arel gekommen,“ sprach er zu sich selbst; „was wird er leiden, er und die arme Agnes!? Vielleicht ist Arel schon tot, o mein Gott; und wenn sie wüßte, daß ich es war, der den tödlichen Stoß gegen ihn führte, o, warum kann ich nicht mein einsames, hoffnungsloses Leben für das seinige geben!“

Während die Soldaten unter fröhlichem Plaudern und lustigen Gesängen sich um die Feuer lagerten, um die Gaben zu verzehren, welche ihnen von allen Seiten reichlich zugeflossen waren, zog sich Friedrich still zurück und warf sich seitwärts, in seinen Mantel gehüllt, auf sein Strohlager nieder, wehmütig zu den Sternen aufblickend und in die Erinnerungen der Vergangenheit sich versenkend, wie es seine Schwester in dem Lazarett zu Gravenstein an Arels Krankenbett gethan hatte. Aber wunderbar, immer war es Mathildens Bild, das aus diesen Erinnerungen ihm entgegenlächelte, lieblich und freundlich, und wenn er an Meta denken wollte, so verschwand sie wie ein Schatten vor dem Bilde der Jugendfreundin, der sein Herz immer wärmer entgegenschlug.

Zweihunddreißigstes Kapitel.

Als der Baron nach Hause zurückkehrte, fand er Agnes aufgerichtet in ihrem Bett; ihr reiches Haar hing aufgelöst über ihre Schultern, ihre großen Augen schimmerten in Thränen. Die Gräfin hielt ihre Hand und lauschte vergebens mit angstvoller Spannung jedem leisen Wort des jungen Mädchens.

„Es ist gut, daß Sie kommen,“ rief sie dem Baron entgegen, „treten Sie hierher und hören Sie, was ein

finsternes, mir unbegreifliches Geheimnis uns in seinem Zauberbann hält, so daß ich fast an den Dämon glauben möchte, von dem Sie gestern sprachen. Agnes war er wacht,“ fuhr sie fort, „ich habe ihr Mut und Hoffnung zusprechen wollen, und da hat sie in der Angst und Qual des Herzens mir jenes düstere, unbegreifliche Geheimnis mitgeteilt, das ihre Seele beschattet. Sprich, mein Kind,“ fuhr sie, zu Agnes gewendet, fort, die noch bleicher geworden war und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte, „sprich, Du darfst vor Deinem Vater noch viel weniger als vor mir verbergen, was Dich bekümmert und ängstigt.“

Der Baron beugte sich zu seiner Tochter herab; er vermochte die Aufregung der sonst so ruhigen Gräfin sich nicht zu erklären.

„Sprich, mein Kind,“ sagte er sanft, „sei gewiß, daß ich alles thun werde, um Deinen Kummer zu erleichtern!“

Agnes schlug mit dankbarem Blick die Augen zu dem Vater auf — noch niemals wohl hatte sie einen so freundlichen Ton von seinen Lippen gehört — aber schauernd wandte sie sich dann ab.

„Noch einmal soll ich es sagen,“ hauchte sie; „wie schwer ist es mir schon, zu denken, was mir so entsetzliche Pein macht und was ich doch aus meinen Gedanken niemals so recht verbannen kann. Sie wissen es ja,“ sagte sie, mit bittendem Blick zur Gräfin gewendet.

„Es ist eine Prophezeiung,“ sprach diese, „welche mit dem Leben unserer Kinder ihr verhängnisvolles Spiel treibt und der armen Agnes hier die Ueberzeugung gibt, daß sie dem Tode verfallen sein müsse.“

Ein spöttisches Lächeln zuckte um die Lippen des Barons.

„Eine Prophezeiung?“ sagte er. „Wollte Gott, daß wir nichts Schlimmeres zu überwinden hätten! Das Fieber wird vorüber gehen, mein Kind,“ fuhr er fort, mit der Hand über die heiße Stirn seiner Tochter streichend, „und dann wirst Du diese Thorheiten vergessen.“

„Niemals — niemals!“ rief Agnes, in Thränen ausbrechend, „es hat mich so entsetzlich gequält, als ich nicht daran glauben mochte, und nun ist es zu furchtbarer Wahrheit geworden.“

„Und was ist es denn?“ fragte der Baron fast unwillig. „Bei Gott, Frau Gräfin, ich begreife nicht, daß wir über solche Dinge sprechen, während der Arzt jede Aufregung verboten hat.“

„Um ein Leiden zu bekämpfen, muß man dessen Ursache kennen,“ erwiderte die Gräfin, „Sie werden begreifen — hören Sie!“

Unwillig und widerstrebend ließ sich der Baron auf einen Sessel neben dem Bett nieder, und die Gräfin sprach, während Agnes von neuem ihr Gesicht mit den Händen bedeckte:

„Im vorigen Jahre, als noch von all den Verwirrungen, die uns heute umgeben, keine Rede war, ist dem armen Kinde hier vorhergesagt worden, daß ihr Bruder ihren Geliebten töten werde und daß sie dann selbst, ehe ein Jahr seit jenem Tage vergangen sein werde, dem Tode verfallen sei.“

„Welcher Wahnsinn!“ rief der Baron; „und jetzt, in so ernster Zeit, sollen wir von den Phantasien irgend einer verlaufenen Zigeunerin sprechen?“

„Hören Sie weiter,“ sagte die Gräfin ernst und fast feierlich, „Sie müssen es erfahren — jetzt mehr als je: Friedrich war es, der Arels Brust durchbohrte.“

„Friedrich,“ rief der Baron aufspringend, „Friedrich — wo ist er?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte die Gräfin, „doch muß er wohl in den Reihen der preussischen Armee stehen, denn bei der Verteidigung der Schanzen ist ja Arel verwundet worden.“

„Sprich!“ rief der Baron, indem er heftig den Arm seiner Tochter ergriff; „sprich — kann so Furchtbares wahr sein?“

„Es ist wahr,“ erwiderte Agnes, indem sie schauernd zu ihrem Vater aufsaß; „ich sah voll Hoffnung an Arels Lager in der letzten Nacht, als er plötzlich erwachte; er erkannte mich wohl, aber er hielt mich für ein Traumbild. Da sprach er von seinen Kämpfen und von seiner Verwundung, alles beschrieb er genau, und da kam das Entsetzliche über seine Lippen, die furchtbare Wahrheit, welche jene Frau vorausgesehen hatte mit der schrecklichen Kraft ihres Blickes, die der Himmel oder die Hölle ihr verleiht.“

„O, mein Gott, mein Gott,“ rief der Baron, die Hände vor seine Stirn pressend, „bewahre meinen Verstand all diesem Wahnsinn gegenüber!“

„So weißt Du nicht,“ fuhr er, die Hand seiner Tochter fast schmerzhaft drückend, fort, „so weißt Du nicht, daß die Krisis jener Nacht Arels Leben gerettet hat, daß die Ärzte voll sicherer Hoffnung für ihn sind?“

Agnes schüttelte traurig den Kopf.

„Nein,“ sagte sie, „das ist nicht wahr — er ist tot.“

„Agnes,“ rief der Baron in wilder Aufregung, „ich sage Dir, er lebt — ich gebe Dir mein Wort — hältst Du mich für fähig, Dich zu belügen?“

„Vielleicht,“ sagte Agnes mit einem liebevollen, dankbaren Blick, „würdest Du es thun, um mir Schmerzen zu ersparen und mein Leben zu erhalten; aber wenn er auch jetzt noch lebte, er wird sterben, ich weiß es, und ist

das eine wahr, so wird auch das andere wahr werden — auch ich werde sterben in kurzer Zeit, und was hätte ich auch ohne ihn noch zu thun auf Erden — ist es nicht meine Pflicht, ihm zu folgen, da wir nicht vereint werden sollen?“

„Agnes,“ rief der Baron in aufbrausender Heftigkeit, „so höre mich — ich befehle Dir, zu hören, zu denken und zu prüfen!“

„Ich kann nicht,“ hauchte Agnes, indem ihre Glieder wie vom Frost geschüttelt bebten und ihre Augen sich schlossen, „ich kann nicht — hab Erbarmen mit mir!“

Sie sank in die Kissen zurück; Totenblässe bedeckte ihr Gesicht; mühsam rang ihre Brust nach Atem.

Die Gräfin nahm sie in ihren Arm, sie rieb ihr die Schläfen mit stärkenden Essenzen und stößte ihr den belebenden Trank ein, den der Arzt vorgeschrieben hatte, und nach einiger Zeit schien die krankhafte Erschütterung vorüber zu sein; ihre Atemzüge wurden gleichmäßiger und ließen auf einen ruhigen Schlaf schließen.

„So dürfen Sie nicht mit der Kranken sprechen,“ sagte die Gräfin endlich zum Baron, der während der ganzen Zeit heftig auf und nieder gegangen war; „dies arme Kind hat doch wahrlich keine Schuld an allem, was uns so schmerzlich bewegt, suchen wir lieber das Geheimnis zu ergründen, das so verhängnisvoll auf uns lastet. Ich bin noch nicht zu Ende mit meiner Erzählung. Hören Sie wohl: zu derselben Stunde, da jene furchtbare Weissagung für Agnes ausgesprochen wurde, verkündete die Sibylle meiner Tochter, daß sie keine Liebe finden werde bei dem, der ihr bestimmt sei, und,“ fuhr sie fort, die Hand auf des Barons Arm legend, „die Sibylle, welche eine so dunkle Zukunft unseren Kindern verkündet, welche in der That fast eine wunderbare Sehergabe zu besitzen scheint, war jene Frau in dem einsamen Landhause am Walde von Hagenberg — jene Frau, deren Tochter Friedrich liebt, um derentwillen er mit Ihnen in Konflikt geriet.“

Der Baron starrte die Gräfin einen Augenblick fassungslos an, dann sank er zusammenbrechend in einen Sessel nieder und sagte im Tone dumpfer Verzweiflung:

„Ich hatte recht, Gräfin, es ist ein Dämon, der gegen uns kämpft, der Dämon der Rache, der kein Erbarmen kennt, und doch,“ flüsterte er, die Hände auf sein Herz pressend, „und doch war dieser Dämon einst ein Engel der Liebe und Güte.“

„Nun, Baron,“ sagte die Gräfin, „wissen Sie alles. Wer ist jene Frau? Schwer vermag ich's zu glauben, daß Menschen in die Zukunft blicken können, und was sie Mathilde gesagt hat, kann ich mir erklären, denn sie wußte, daß Friedrich ihre Tochter liebt, aber Agnes stirbt an dieser Weissagung. Sie haben gehört, daß der Arzt uns erklärte, daß bei den Personen in ihrem Zustande sich fixe Ideen entwickeln und daß die fixe Idee eines zu bestimmter Zeit drohenden Todes diesen leicht um so sicherer herbeiführen kann. Agnes gilt es zu retten, es gilt, ihr diese fixe Idee zu nehmen, und das kann nur jene Frau allein — in ihrer Hand liegt die Rettung dieses Kindes. Wir müssen diese Frau finden, sie hierher schaffen; sie allein kann Agnes ihren Wahn benehmen.“

„Jene Frau,“ sagte der Baron, „o, sie wird mein Kind nicht retten, und wenn sein Leben von einem Hauch ihres Mundes abhinge. Sie hat mir meinen Sohn geraubt, ich habe sie angefleht, ihn mir wieder zu geben — mit kaltem Hohn hat sie sich abgewendet — sie hat ihn dorthin getrieben, wo er als Hochverräter gegen sein Vaterland und seinen Fürsten die Waffen trägt, wo er Arel den Todesstreich verleiht, wie sie es vorher verkündet, wie sie es von den höllischen Mächten erlöst hat. Die Frommen,“ sagte er bitter, „glauben ja an die Macht des Gebets, warum sollte nicht auch der Fluch seine Macht haben?“

„Seien Sie nicht ungerecht gegen Ihren Sohn,“ sagte die Gräfin; „Friedrich ist kein Hochverräter. Sie wissen selbst, daß er nach seiner innigen Ueberzeugung den König Christian nicht für den rechtmäßigen Herzog von Schleswig und Holstein hält und daß er in dieser Ueberzeugung mit den ersten Autoritäten des Landes übereinstimmt. Er steht in den Reihen der preussischen Armee, und viele Söhne unseres Landes haben dort seit lange Dienst genommen. Sie können mir nicht vorwerfen, daß ich parteiisch für Friedrich bin, er hat mir bitteres, schmerzliches Weh bereitet, aber Sie dürfen den Atem nicht schmähen, und so lange mein Mund Athem hat, werde ich dafür sprechen und den Himmel bitten, den Sohn zum Herzen des Vaters zurückzuführen.“

„Er dient dem König von Preußen,“ sagte der Baron, den Kopf neigend, „und ich habe eben noch im tiefsten Herzen die Sehnsucht gefühlt, ein preussischer Edelmann zu sein.“

Er reichte der Gräfin stumm die Hand.

„Aber jene Frau,“ sagte diese dringend, „wir müssen sie finden, sie muß Agnes von ihrem Wahn retten — wer ist sie?“

„Wer sie ist?“ antwortete der Baron, „erlassen Sie mir das, Gräfin, jetzt — vielleicht werde ich es Ihnen einmal sagen — einmal sagen können, wenn ich tief genug gebeugt sein werde, um mit meinem Stolz mich abzufinden. Sie haben recht, jene Frau kann Agnes vielleicht

retten und um das Leben meines Kindes willen darf ich kein Opfer scheuen — ich will nach Hagenberg — ich will mich noch einmal demütigen, sie noch einmal bitten; aber ich fürchte, Gräfin, es wird vergebens sein — der Dämon der Rache ist unversöhnlich, und,“ fügte er ganz leise hinzu, „die Rache ist vielleicht gerecht, aber furchtbar hart, denn sie trifft die Unschuldigen mit dem Schuldigen.“

Er sah nach der Uhr.

„Leben Sie wohl, Gräfin! Ich werde noch den Zug erreichen, begleiten Sie mich mit Ihren Wünschen, damit Gott meinen Worten Kraft gebe, den Dämon zu beschwören.“

Er ging hinaus, befahl seinem Diener, zur Verfügung der Gräfin zurückzubleiben, und eilte fort.

Abwärts bemerkte er nicht, daß dieselben Personen, welche ihn nach der Parade begleitet hatten, auch jetzt ihm folgten.

Mit Mühe fand er bei einem Ackerbürger in Gravenstein einen Wagen, und endlich erlangte er gegen einen außerordentlich hohen Fuhrlohn die Zustimmung, ihn nach der nächsten Bahnstation zu fahren.

Während die Pferde angespannt und ein Sitz auf dem Leiterwagen zurecht gemacht wurde, war einer der geheimnisvollen Begleiter des Grafen schnell davon geeilt, während die anderen in der Nähe auf und nieder gingen.

Endlich war das Fuhrwerk bereit, der Baron zahlte die geforderte Summe im voraus und wollte, seinen Mantel umwerfend, auf dem ziemlich unbequemen Sitz Platz nehmen; da trat ein Polizeibeamter, der schnell die Straße heraufkam, zu ihm heran.

„Sie sind der Baron von Blomstedt, mein Herr?“ sagte er, artig, aber mit einer gewissen zurückhaltenden Kälte grüßend.

„Das bin ich in der That,“ sagte der Baron verwundert, „was wünschen Sie von mir? Sie sehen, ich bin im Begriff, abzureisen!“

„Ich muß Sie bitten, Ihre Reise aufzugeben,“ sagte der Polizeibeamte, „und den Ort nicht zu verlassen!“

„Was!“ rief der Baron bestig, „einen solchen Befehl — mir — mit welchem Recht, nach welchem Gesetz darf man die Freiheit eines allgemein bekannten und landfässigen Mannes beschränken, dessen ganzer Besitz für ihn haftet?“

„Wir stehen unter dem Kriegszustande, Herr Baron,“ erwiderte der Beamte, „der alle Gesetze aufhebt!“

„Und wer hat Ihnen diesen Befehl gegeben?“

„Der Hardeboigt auf die Ordre des Militärkommandos.“

„Und wenn ich diesem beleidigenden Befehl nicht Folge leiste?“ rief der Baron außer sich.

„So bedaure ich,“ erwiderte der Polizeibeamte, „Sie arretieren zu müssen.“

„So bin ich ein Gefangener?“

„Durchaus nicht, Herr Baron; Sie haben volle Freiheit, sich innerhalb des Ortes zu bewegen, wie Sie wollen, nur dürfen Sie Gravenstein nicht verlassen. Versuchen Sie nicht, das heimlich zu thun, Sie werden überwacht und würden sich ebenso, wie jetzt, nur vergebens Mühe machen.“

„Aber das ist unerhört,“ rief der Baron, „ein Gewaltakt ohne Gleichen — ist denn kein Gesetz und kein Recht mehr?“

„Ich habe Ihnen schon bemerkt, Herr Baron, daß der Befehl von dem Militärkommando ausgegangen ist, und wenn Sie dagegen Vorstellungen machen wollen, so will ich Ihnen raten, sich selbst zum Kommandanten zu begeben.“

„Gut,“ rief der Baron, „so bin ich also frei, dorthin zu gehen?“

„Ganz frei,“ sagte der Beamte, „so lange Sie die Stadt nicht verlassen.“

Der Baron ließ sich den Weg zu dem Stadtkommandanten zeigen.

Er trug ihm seine Sache mit mühsam zurückgehaltener Erregung vor; er sagte ihm, daß in wichtigen Angelegenheiten seine Reise nach Hagenberg dringend notwendig sei; er erklärte sich bereit, Begleitung mitzunehmen, wenn man es für nötig hielt.

Der Kommandant lehnte alles ab.

„Der Befehl kommt vom Hauptquartier,“ sagte er, „und ich habe nicht die Befugnis, daran das geringste zu ändern.“

„Vom Hauptquartier!“ rief der Baron, „wer kennt hier ein Hauptquartier?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Kommandant, „ich habe meine Befehle und muß dieselben ohne Rücksicht erfüllen. Wir stehen vor dem Feinde und da gilt es kein Bögen und Zweifel.“

Finster kehrte der Baron zurück.

Die Gräfin war erschrocken, als sie ihn eintreten sah und von ihm erfuhr, was geschehen sei.

„Und doch,“ rief sie, „müssen wir alles versuchen. Der Arzt war hier; ich habe ihm erzählt, was Agnes mir gesagt. Er war bedenklich — auch er war der Meinung, daß vor allem jene Frau, welche den unglücklichen Wahn erzeugt, im Stande sei, die verhängnisvollen Folgen desselben zu zerstören.“

Mathilde kam auf einen Augenblick; sie brachte gute

Nachrichten von Axel. In einem Moment des Erwachens teilte sie dieselben Agnes mit; aber auch sie fand keinen Glauben.

Traurig schüttelte die Kranke den Kopf und versank von neuem in Schlummer.

In schmerzvoller Unruhe verging die Nacht.

Am nächsten Morgen eilte der Baron nach dem Schlosse, aber es war unmöglich, zu dem Prinzen zu gelangen oder auch nur den Chef seines Generalstabes zu sehen, denn der König war nach Hustrup gefahren, um dort die Gardebataillone zu sehen, und nach seiner Rückkunft fand noch einmal eine Parade über die ganze in Gravenstein vereinigte preussische Truppenmacht statt.

Der Baron fühlte sich tief gedemütigt; er, der erste Edelmann des Landes, dessen Name sonst alle Thüren öffnete, dessen Wünsche von allen Behörden zuvorkommend berücksichtigt wurden, konnte hier nicht einmal zu dem Vorzimmer bringen. Er stand unter polizeilicher Ueberwachung und war nicht im Stande, Auskunft zu erlangen, warum diese Maßregeln über ihn verhängt waren; er mußte warten, wieder warten, er, den sonst niemand gewagt hatte, warten zu lassen.

Finster ging er nach dem Lazaret hin. Er wollte den Arzt aufsuchen, um sich von diesem, der ja, so weit als nötig, in die Verhältnisse eingeweiht war, eine Bescheinigung über die Notwendigkeit seiner Reise geben zu lassen, um daraufhin die Erlaubnis dazu zu erwirken.

Er empfand in dem Augenblick diese tiefe Demütigung seines Stolz fast noch stärker als all die schweren Schicksalsschläge der letzten Zeit.

Dreunddreißigstes Kapitel.

Der Baron fand den Stabsarzt des Lazarets auf dem Flur des Amtshauses im Gespräch mit zwei schwarzgekleideten Damen, welche dem Eingange den Rücken zuwendeten.

Er trat zu dem Doktor heran, nur mit seinen Gedanken beschäftigt, und bat um eine Unterredung, ohne die Damen zu beobachten.

Da hörte er, wie eine derselben einen leisen Schrei ausstieß, und ausblickend erkannte er Frau Hansen und deren Tochter.

Erstannen, Schrecken und Freude brühten sich zugleich in seiner Miene aus, als er so ganz plötzlich diejenige vor sich sah, welche ihm so viel Böses zugefügt und welche er um jeden Preis hatte aufsuchen wollen, um von ihr Hilfe zu erlangen.

Er vermochte es nicht, seine Anrede zu vollenden. Sprachlos starrte er die Damen an.

Meta erstarrte erschrocken und verwirrt.

Frau Hansen sah den Baron kalt und gleichgültig an.

„Ich stehe zu Diensten, Herr Baron,“ sagte der Arzt verwundert; „ich kann Ihnen übrigens mitteilen, daß es mit dem Grafen Stören immer weiter gut geht, wenn er auch kaum zu vollem, klarem Bewußtsein sich aufrufen kann, jeder Tag befestigt meine Hoffnung, daß es uns gelingen wird, sein Leben zu retten. Könnten wir nur,“ fügte er bedenklich hinzu, „seine Genesung so beschleunigen, daß Ihre Tochter sich von derselben überzeugen könnte und von ihrer verhängnisvollen fixen Idee geheilt würde.“

Er schien zu erwarten, daß der Baron nun sein Anliegen aussprechen würde.

Dieser aber sagte abgebrochen in höchster Verwirrung: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor, ich wollte Sie bitten — aber diese Damen hier — es ist nicht mehr nötig —“

„Wenn Sie wegen dieser Damen mit mir sprechen wollten, so ist die Sache allerdings schon erledigt; ich habe das Anerbieten ihrer Hilfe bei der Krankenpflege mit Dank angenommen, denn wir können nie zu viel Kräfte bei den armen Kranken haben. Die Damen müssen sich noch eine Wohnung hier in der Nähe verschaffen, was vielleicht nicht so ganz leicht sein wird und wobei Ihre Hilfe, Herr Baron, Ihnen von großem Nutzen sein dürfte. — Ich bitte die Damen also, sich, wenn Sie eingerichtet sind, an Herrn Bergen zu wenden, der Ihnen über alles Auskunft geben will. Ein vortrefflicher, lebenswürdiger Mensch,“ fügte er erläuternd hinzu, „ein Unteroffizier — eigentlich Kandidat der Theologie — fast geheilt, aber sein Arm wird für das Leben steif bleiben, und so leistet er mir hier die wesentlichsten Dienste. Er weiß mit den Kranken vortrefflich umzugehen und ihnen Trost und Mut in ihren Leiden zuzusprechen.“

Der Doktor verbeugte sich kurz und ging davon.

Der Baron blieb mit den beiden Damen allein.

Frau Hansen wendete sich der Ausgangstür zu, ohne ihn zu grüßen oder auch nur mit einem Blick zu streifen, während Meta mit einer flüchtigen Verneigung ihrer Mutter folgte.

Der Baron eilte Frau Hansen nach, legte seine zitternde Hand auf ihren Arm und rief:

„Hören Sie mich, ich bitte Sie um Gottes willen, hören Sie mich! Ich stand im Begriff, zu Ihnen zu eilen und von Ihnen das Leben meines Kindes zu erbitten — hören Sie mich!“

„Ich begreife nicht, mein Herr,“ sagte Frau Hansen, indem sie sich mit einem kalten, höhnischen Blick umwendete, „ich begreife nicht, was Sie von mir wollen und mit welchem Recht Sie mich auf meinem Wege aufhalten.“

„Mit dem Recht eines Unglücklichen,“ rief der Baron, indem er sich zwischen Frau Hansen und die Thür stellte, „eines Unglücklichen, der so viel gelitten hat, der so tief gedemütigt ist, daß Sie selbst, hören Sie wohl, Sie selbst nicht mehr verlangen können. Ich beschwöre Sie, hören Sie mich an!“

„Ich muß es allerdings,“ sagte Frau Hansen mit schneidender Kälte, „da Sie mich dazu zwingen, da niemand da ist, um mich von diesem Zwang zu befreien.“

„Sie haben,“ sprach der Baron atemlos, als fürchte er den kostbaren Augenblick zu verlieren, „Sie haben meiner Tochter ihre Zukunft verkündet, Sie haben ihr gesagt, daß ihr Bruder ihren Geliebten töten werde und daß sie selbst vor dem Verlauf eines Jahres seit jenem Tage dem Tode verfallen sei.“

„Man hat die Here herausgefordert,“ sagte Frau Hansen höhnisch, „ich habe gethan, was man von mir verlangt.“

„Ich klage nicht an, ich urteile nicht,“ fuhr der Baron, immer in derselben Hast weiter sprechend, fort; „Sie glaubten ein Recht zu haben, zu thun, was Sie gethan, Sie hatten vielleicht ein Recht,“ fuhr er, sich schnell verbessernd, fort. „Nun denn, Ihre entsetzliche Prophezeiung hat sich in schauerlicher Weise erfüllt: mein Sohn hat in der That den Verlobten seiner Schwester tödlich verwundet, meine Tochter ist bis in das innerste Lebensmark davon erschüttert und erwartet in hoffnungsloser Ergebung, daß auch an ihr sich die furchterliche Weissagung erfüllt.“

„Entsetzlich,“ rief Meta, „entsetzlich! O meine Mutter, welche furchterliche Wendung!“

In Frau Hansens Augen aber blühte eine dämonische Freude auf.

„Ah,“ sagte sie halb für sich, „so haben die geheimnisvollen Mächte, die ich anrief, meine Bitte erhört!“

„Sie allein,“ fuhr der Baron fort, „Sie allein können meinem Kinde das Leben wiedergeben, Sie allein können den furchtbaren Wahn zerstören, der sie ohne Rettung dem Tode zuführt, indem Sie ihr sagen, daß jene Prophezeiung ein Scherz, eine Täuschung war.“

„Ein Scherz!“ rief Frau Hansen, „woher kommt Ihnen der Gedanke, Herr Baron von Blomstedt, daß ich mit Ihnen oder den Ihrigen scherzen möchte? Und was die Deutung betrifft, so haben Sie selbst mir ja eben mitgeteilt, daß ich mich nicht täuschte, daß meine Worte Wahrheit geworden sind.“

„Und wenn,“ rief der Baron, „wenn Sie die Kraft besäßen, wirklich die Geheimnisse der Zukunft zu durchdringen — ich will es glauben, o, ich habe gelernt, alles zu glauben, was ich einst für unmöglich hielt — so hat der Himmel selbst gnädig das Entsetzliche gewendet. Der Verlobte meiner Tochter wird gerettet, Sie haben gehört, daß der Arzt es soeben wieder versichert, aber mein Kind glaubt es nicht, ihr Geist ist umnachtet unter dem Schatten der furchtbaren Verkündigung. O, ich beschwöre Sie, nehmen Sie diesen Schatten von ihr, Sie allein vermögen es!“

„O meine Mutter,“ rief Meta, „ich bitte Dich, erfülle den Wunsch des Herrn Baron, sprich das erlösende Wort — wie glücklich ist der Mensch, der mit einem Wort Glück zu bringen vermag, mit einem Wort ein Leben retten kann! — Ich bitte Dich, sprich dies Wort um meinetwillen!“

„Um Deinetwillen,“ rief Frau Hansen wieder mit jenem furchtbaren Hohnlachen, bei dem der Baron entsetzt zusammenschauerte, „nein, mein Kind, um Deinetwillen spreche ich das Wort nicht, was geht mich das Fräulein von Blomstedt an! Sie hat den Spruch der Here herausgefordert, sie mag sich mit ihm abfinden! Genug, mein Herr,“ sagte sie wieder mit ihrer früheren Kälte und Gleichgültigkeit zu dem Baron, „genug, es ist Zeit, dieser unerhörten Scene ein Ende zu machen; ich habe nichts mit Ihnen, nichts mit den wahnfinnigen Einbildungen Ihrer Tochter zu thun, gehen Sie, geben Sie den Weg frei, erinnern Sie sich, daß ich Ihnen nicht wieder das Recht einräume, Sie anzuhören und mich wieder von neuem zu belästigen. Ich bin hieher gekommen, weil meine Tochter es verlangte, um mit ihr mich dem Dienst der Liebe und Pflege der armen Verwundeten in dieser schweren Zeit unseres Vaterlandes zu widmen, und ich hoffe, daß es hier wenigstens für eine einsame Frau Schutz gegen zudringliche Belästigung geben wird!“

„Helene!“ rief der Baron außer sich, indem er, die Arme ausbreitend, sich vor sie hinstellte.

„Meine Mutter, ich bitte Dich!“ sagte Meta flehend; aber Frau Hansen wendete sich um.

„So muß ich Hilfe suchen,“ sagte sie kalt, „und wenn ich sie nicht finde, so muß ich diesen Ort verlassen, zu dem ich nie gekommen wäre, wenn ich geahnt hätte, was mir hier bevorsteht.“

Am nächsten Augenblick wurde die Thür von außen geöffnet.

Der breite Thürflügel drängte den Baron zur Seite. Schnell nahm Frau Hansen Metas Arm und eilte auf die Straße hinaus, während der Baron wie betäubt da stand.

(Fortsetzung folgt.)

Das 25jährige Regierungsjubiläum

des
Königs Karl von Württemberg.

Eine festlich gehobene Stimmung, ein Zug inniger Freude geht in diesen Tagen durch die Herzen der Württemberger. Vom Throne abwärts bis zu den Hütten, in allen Schichten der Gesellschaft, bei allen Berufsarten, bei der Jugend wie beim Alter flüstert leise und jubelt laut ein Gefühl: das Gefühl des wärmsten Dankes gegen das göttliche Walten, welches ein geliebtes Herrscherpaar, den König Karl und die Königin Olga, an die Schwelle ihres fünfundsiebzigjährigen Regierungsjubiläums geführt hat. Und diese Jubelzeit wird sich zu einem einzigen Familienfest gestalten bei der Liebe des württembergischen Volkes zu seinem angestammten Fürstenhause, dessen Namen es trägt und dessen Händen schon sechs wechselvolle Jahrhunderte die Geschichte des ganzen Landes anvertraut gewesen sind. Und gerade in die letzten fünfundsiebzig Jahre sind so weltbewegende Ereignisse gefallen, welche die Regierungszeit König Karls zu einer besonders wichtigen und bedeutungsvollen Periode der württembergischen Geschichte stempeln.

Schneller ist selten ein Thronerbe und Königssohn erwartet worden, als es in Württemberg zu Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts geschah. Und als am 6. März 1823 nach sechs Uhr die Stille der frühen Morgenstunde durch den Donner der Kanonen, welcher das freudige Ereignis verkündete, unterbrochen wurde, da brach mit einemmal an allen Enden der Stadt lauter Jubel los, der bald im ganzen Lande bei den getreuen Unterthanen Widerhall fand. War es doch der erste Kronprinz in Württemberg, der erste Prinz, der überhaupt seit 125 Jahren einem Regenten des Landes geboren wurde.

Am 21. März fand im königlichen Schlosse unter dem Geläute der Gloden und dem Donner der Kanonen die Taufe des Neugeborenen statt, der die Namen Karl Friedrich Alexander erhielt. Am Tage nach dieser Taufe gaben die Bewohner der Residenz ihrer lebhaften Freude noch besonders Ausdruck durch eine glänzende Illumination ihrer Häuser, sowie der öffentlichen Gebäude und Plätze, wie sie vollständiger und schöner Stuttgart nie gesehen hat.

Still und ungetrübt verfloß dem Kron-



König Karl und Königin Olga von Württemberg. 1866.

prinzen die erste Kindheit unter der treuen Hut der hohen Eltern, des Königs Wilhelm und der Königin Pauline, umgeben von der Liebe dreier Schwestern, der Prinzessinnen Sophie, Marie und Katharina, zu denen 1826 noch eine vierte, die Prinzessin Auguste, trat. Frühzeitig wurde mit der Vorbereitung zu der hohen und verantwortlichen Stellung begonnen, die der junge Prinz einstmal einnehmen sollte. Tüchtige Lehrer, die den ersten Unterricht des Knaben leiteten, rühmten die leichte Auffassungsgabe und die Wißbegierde ihres Zögling, die durch mancherlei Ausflüge, wie zum Beispiel den Besuch der größeren Städte des Königreichs, als er neun Jahre alt war, sowie die jährlichen Reisen zum Sommeraufenthalt in Friedrichshafen, genährt wurde.

Im Jahre 1833 erhielt der Kronprinz in Julius Hardegg, einem talentvollen Offizier, der das Vertrauen seines königlichen Herrn stets in ganz besonderem Maße genoß, einen Mentor. Derselbe begleitete den Prinzen auf seinen Reisen, die immer weiter ausgedehnt wurden, und auf die Hochschulen, die er besuchte.

Als der junge Prinz in sein sechzehntes Lebensjahr eingetreten war, wurde er konfirmirt. In Anwesenheit der königlichen Familie, der höchsten Staatsbehörden und zahlreicher Freunde des Königshauses und der Kirche legte er sein evangelisches Glaubensbekenntnis in die Hände seines Seelsorgers, des Oberhofpredigers Dr. Gräfenzien, ab und wurde sodann von ihm eingeweiht, am 17. März 1839.

Wenige Tage nach seiner Konfirmation finden wir den Kronprinzen in Ludwigsburg, wo er für längere Zeit im königlichen Schlosse Wohnung nahm, um am Orte der Offiziersbildungsanstalt sich dem Studium der Kriegswissenschaften zu widmen.

Zu dem Militärgouverneur trat jetzt auch als oberster Leiter der Ausbildung und Einführung in das Leben der Generalmajor Graf von Sonthausen, eine biedere, ehrenfeste Persönlichkeit, pünktlich im Dienst und die ihm erteilten Instruktionen streng befolgend. Neben der militärischen Ausbildung mußte sich der Prinz aber auch mit den anderen Bedürfnissen seines Landes vertraut machen, namentlich mit der Landwirtschaft, die sein Vater, der in seiner Jugend sich als Heerführer von anerkannter Tüchtigkeit erwies, in dem vorzugsweise Ackerbau treibenden Lande durch eigenes Beispiel und staatliche Einrichtungen mannigfacher Art auf eine hohe Stufe zu bringen gesucht hatte. So



Das königliche Schloß in Stuttgart.



Prinz Wilhelm.
Prinzessin Katharina
Prinzessin Frieda.

Prinzessin Pauline.
Prinzessin Wilhelmine.

Prinz Wilhelm.

König Karl.

Prinzessin Olga.

Prinzessin Maria.

Königin Olga.

Prinzessin Olga.

Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar.
Prinzessin Dagmar zu Sachsen-Weimar,
geb. Prinzessin von Dänemark.

Die württembergische Königsfamilie. Originalzeichnung von Theodor Volz.

konnte der Sohn schon als Jüngling von siebzehn Jahren den abwesenden Landesherren bei dem landwirtschaftlichen Hauptfest, dem sogenannten Volksfest, in Gannstatt vertreten.

Im Oktober 1840 bezog der Kronprinz die Landesuniversität, die altberühmte Eberhardo-Carolina, auf der er ein Semester verblieb. Nachdem er am 6. März 1841 der Verfassung gemäß die Volljährigkeit erlangt und wenige Wochen darauf noch die Grundsteinlegung zu dem Bau der neuen Aula der Landesuniversität vollzogen, wurde er am 27. April im Senatssaal der Berliner Universität immatrikuliert. Zu den Gelehrten, deren Vorlesungen und Kreise er besuchte und denen er jederzeit ein dankbares Andenken bewahrte, gehörten die gelehrtesten Vertreter der Wissenschaft, wie Savigny, Eichhorn, Rögler, Alexander von Humboldt, Leopold von Ranke. Außerdem verkehrte er viel in dem Hause Bettina von Arnims, die als „Sibylle der romantischen Literaturperiode“ durch ihre originellen Erfindungen besonders auf die Studentenwelt einen großen Eindruck gemacht hatte.

Unterbrochen wurde das Berliner Leben durch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in der Heimat, in den zwei für das Land und den Prinzen hochbedeutungsvolle Ereignisse fielen, das fünfundsingzigjährige Regierungsjubiläum König Wilhelms und die Eidesablegung des Kronprinzen auf die Verfassung, welches vier Wochen nach der erwähnten Feierlichkeit, am 24. Oktober 1841, in Gegenwart Seiner Majestät des Königs stattfand. Zu gleicher Zeit wurde er Mitglied der ersten Kammer.

Nach Beendigung seiner Berliner Studien bereiste der Kronprinz das nördliche Deutschland und traf Ende August 1842 wieder in Stuttgart ein, wo er den Winter über ersten wissenschaftlichen Beschäftigungen oblag. Im nächsten Jahre führten den Kronprinzen zwei größere Reisen nach England, Irland, Schottland und nach Italien. Nach seiner Rückkehr erhielt er in den für ihn hergerichteten Parterrezimmern des Residenzschlosses seinen eigenen Haushalt und Hofstaat, und am 6. September 1844 führte der König seinen Sohn selbst in den Geheimen Rat ein, damit er die Einrichtungen des eigenen Stammlandes und die Behandlung der wichtigeren Regierungsgeschäfte praktisch kennen lerne.

In Stuttgart herrschte damals ein reges und bewegtes geistiges Leben, zu dem die verschiedenartigen Faktoren beitrugen. Das Jahr 1839 brachte die Ausstellung des Schillerdenkmals von Thorwaldsen; dann fand das vierhundertjährige Jubiläum der Erfindung Johann Gutenbergs statt, große Künstler wie Thorwaldsen, die Schwedern Milanollo, Hector Verloz beehrten die Hauptstadt mit ihrem vorübergehenden Besuche, während andere wie Franz List und Emanuel Geibel längere Zeit dort verweilten und im Verein mit den anhängigen Kräften, zu denen seit 1840 Franz Dingeldey getreten war, ein höheres Interesse für Kunst und Literatur erweckten. In diesen Kreisen lebte der junge Prinz, dessen Geisteskraft durch die italienische Reise geläutert worden war und die in ihm einen Gedanken wachgerufen hatte, den er nunmehr in Wirklichkeit übertragen wollte, nämlich den Bau eines Landhauses auf einem der vielen herrlichen Punkte in Stuttgarts Umgebung. So entstand die königliche Villa bei Berg. Raum jedoch standen einige Mauern dieses Baues, so trat an die Seite des fürstlichen Bauherrn ein weiblicher Genius, um in Gemeinschaft mit ihm ratend und sorgend den von einem freundlichen Park umgebenen wohligen Landsitz zu schaffen, wie er jetzt als stolzer Renaissancebau und doch warm, dem Menschen gemüht und doch nahe, das Auge entzückt. Es war dies die russische Großfürstin Olga Nikolajewna.

Im Dezember 1845 zog der Kronprinz nach den Heilperidengärten Siciliens auf die Brautwerbung, wo die durch Schönheit, Anmut und Hoheit sowohl des Körpers als des Geistes ausgezeichnete Großfürstin mit ihrer leidenden Mutter, der Kaiserin Alexandra Feodorowna, weilte. Am 18. Januar 1846 erhielt er das Jawort; der 7. Juli, der Geburtstag des russischen Kaisers, brachte in Peterhof die kirchliche Feier des Verlobungsfestes, der 13. Juli, der Geburtstag der Kaiserin, das Fest der Vermählung. Die folgenden acht Wochen verlebten die hohen Neuvermählten unter den Augen der sich in ihrem Glänze sonnenenden Eltern und jenen dann, begleitet von tausend heißen Wünschen und Gebeten, über Stettin, Berlin, Altenburg, Weimar, Würzburg, dem Lande zu, das im Festgewand ihrer trar.

An einem zauberisch schönen Herbsttag, dem 23. September, hielten die Erwarteten ihren Einzug in Stuttgart unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Glocken und dem tausendstimmigen, begeisterten Jubelruf des Volkes.

Die ersten Jahre, welche das junge Paar in Württemberg verlebte, waren durch mancherlei Ereignisse schwer getrübt. 1847 war ein Hungerjahr, dann folgten die Revolutionsjahre und bis weit in die fünfziger Jahre hinein eine Massenverarmung, wie sie das Schwabenland noch nicht erlebt hatte und welche die Tätigkeit aller Liebesträfte in beständigem Atem erhielt. An der Spitze der Pforten stand von jeher und so auch jetzt das Königspaar. Mit jugendlicher Energie aber und mit früherer Schaffenslust gestellte sich die neue Schwiegermutter ihnen zu, und bald wurde der Name Olga ein Zauberwort. Sie begünstigte sich nicht bloß damit, Hilfsuchende zu unterstützen und ihr reiches Almosen den Armen zu geben, sondern sie gab den Anstoß zur Gründung von Anstalten, die planmäßig der leidenden Menschheit dienen sollten. So entstand die Stuttgarter Heilanstalt, welche seit 1859 ihren Namen trägt und ein vortrefflich eingerichtetes großes Spital für Kinder und Lehrlinge geworden ist.

Auch an die Tätigkeit des Königssohnes stellte die harte Zeit große Anforderungen. Am 25. Juli 1848 hatte er für den zwei Monate in Meran weilenden König zum erstenmale die Regierungsgeschäfte zu übernehmen, in den Tagen so gewaltiger Gärung für den fünfundsingzigjährigen Prinzen keine geringe Aufgabe, welcher sich der Thronfolger mit großem Takt und Geschick entledigte. Furchtlos und treu stand er mitten in der Sturmflut der Zeit und war auch, als dieselbe sich verlaufen, stets darauf bedacht, keiner Stellung nichts zu vergeben und doch das Drängen Deutschlands nach neuen politischen Lebensformen zu verstehen. Noch mehrmals hat er in der Folgezeit den König vertreten, während der Abwesenheit desselben in Wiza im Winter 1858–1859, bei der Krönung des Königs Wilhelm von Preußen in Königsberg 1861, auf der Versammlung deutscher Fürsten in Frankfurt 1863 und schließlich während des Vaters letzter Erkrankung vom März 1864 an. Im übrigen aber trat er

politisch nicht weiter hervor, sondern begnügte sich damit, die Bedürfnisse seines engeren Vaterlandes immer besser kennen zu lernen.

Je seltener indes das öffentliche Auftreten des Kronprinzen war, um so reicher gestaltete sich das Privatleben des hohen Paares innerhalb ihres eigenen Hauses und der ihm nahestehenden Kreise. Freundlich ward es den Freunden, freundlich den Gästen geöffnet. Manches junge Talent ging getrocknet und ermuntert hinweg; der strebende Jünger der Kunst wußte, daß er bei den hohen Herrschaften wohlwollende Aufnahme und Förderung findet. Und in gleichem Maße wie die Künstler waren auch die Männer der Wissenschaft im Kronprinzlichen Palais stets willkommen Gäste.

So gingen achtzehn Jahre ins Land; des Hauses Herr und Herrin hatten sich der Mittagsstube des Lebens genähert, da schloffen sich die Augen, die dreihundertjährige Jahre die Welt geschaut und achtundvierzig Jahre mit Vaterliebe über Württemberg gewaltet hatten. Unter dem Wetterleuchten einer neuen Zeit schied König Wilhelm dahin und am 25. Juni 1864 bestieg König Karl den Thron seiner Väter.

Einer viel bewegten Zeit sah das Land entgegen. Der König erkannte genau die ihm gestellte Aufgabe, wie die Worte bezeugen, die in allen seinen Reden durchklangen, in einer Ansprache an sein Volk, in der Thronrede an die Stände, bei der Beantwortung einer Adresse seiner Residenz: „In allen meinen Handlungen soll mich nur ein Gedanke leiten, der Gedanke an das Wohl meines Landes und das Wohl des gesamten deutschen Vaterlandes.“

Daß diese Worte einen begeisterten Widerhall in den Herzen des württembergischen Volkes fanden, davon konnte sich der König überzeugen, als er in der ersten Zeit seiner Regierung, zum Teil begleitet von seiner königlichen Gemahlin, alle bedeutenderen Städte des Königreichs mit seinem Besuche beehrte.

Und es war auch nötig, daß Fürst und Volk furchtlos und treu zu einander standen. Denn die Tage des Friedens, den Württemberg seit mehr als fünfzig Jahren genossen, waren gezählt. Im Jahre 1866 hatte man den Bruderkrieg. Aber nur schwer und widerstrebend fügte sich der jähle Sinn der Schwaben in die neue Lage, die sie gar nicht erwartet hatten, als sich so rasch die Entscheidung vollzog. Dem Gefecht bei Taubersbühlheim vom 24. Juli 1866 folgte die Belegung der nördlichen Landessteile durch die Preußen und schließlich der Friede.

Die Demütigung gereichte dem Lande zum Heil, das Blut seiner tapferen Söhne war nicht umsonst geflossen. Die königliche Regierung hatte nur einen Weg zu gehen. Die der politischen wie der volkswirtschaftlichen Wohlfahrt der Nation dienenden Verträge, das Schutz- und Trugbündnis mit Preußen und der mit diesem Bündnis stehende und fallende Zollvereinungsvertrag, fanden im Herbst des Jahres 1867 die Zustimmung der Stände. Aber der nationale Gedanke eines neuen Deutschlands unter der Führung Preußens hatte noch so wenig Vertreter im Volke, daß in das erste Zollparlament, welches im April 1868 in Berlin zusammentrat, nicht ein Kandidat der nationalen Partei gewählt wurde. Die Annäherung an den Nordbund vollzog sich indes immer deutlicher. Auf militärischem Gebiete war sie bald vollendete Tatsache, württembergische Offiziere gingen in preussische Garnisonen, um von der erprobten Kriegsführung zu lernen. Der württembergische Prinz-Thronfolger, welcher Zeuge des Gefechts von Taubersbühlheim gewesen, wurde nach Beendigung seiner akademischen Studien von Tübingen nach Berlin geschickt und trat in die preussische Garde. Aber auch persönliche Annäherung der Staatshäupter blieb nicht aus. Im Oktober 1867 besuchte König Karl den Oheim seiner Gemahlin, König Wilhelm, auf der lieblichen Mainau und empfing dessen Gegenbesuch in Friedrichshafen.

Die folgenden Jahre boten Fürst und Volk reichliche Gelegenheit, aus der vielfach noch unerquicklichen und verworrenen Gegenwart sich in die Zeit zu retten und zu verjenseit. In Württemberg unter dem Segel von Herrschern, die gleichfalls eine schwere Schule durchgemacht hatten, das Morgenrot besserer Tage aufging. Bei einer Reihe von Gedächtnisfeiern der Schöpfungen König Wilhelms und seiner Gemahlin zeigte sich die ganze Innigkeit des Verhältnisses zwischen dem Königshaus und seinem Württemberg.

Die württembergische Sparkasse, die land- und forstwirtschaftliche Akademie Hohenzollern, das königliche Katharinenstift in Stuttgart, die älteste höhere Mädchenschule Württembergs, das landwirtschaftliche Hauptfest in Gannstatt — sie alle feierten im Jahre 1868 ihr fünfzigjähriges Bestehen. Besonders feierlich aber wurde 1869 von Stadt und Land der dreihundertjährige Todestag Herzog Christophs begangen, welcher neben Eberhard im Bart die Zierde und der Stolz Württembergs ist. Sein prächtiges, von der Künstlerhand Paul Wüllers ausgeführtes Standbild läßt König Karl, der den Herzog Christoph besonders verehrt, zu den Füßen der von König Wilhelm errichteten Jubiläumssäule auf dem Schloßplatz aufstellen, als sein Geschenk an Stadt und Land zur Erinnerung an sein fünfundsingzigjähriges Regierungsjubiläum, eine sunvolle Widmung und lebensvolle Mahnung an seine besonnene Weisheit, milde Frömmigkeit und strenge Gerechtigkeit, welche Reiche baut und erhält.

So kam das Jahr 1870 heran und in ihm zeigte sich, daß der Gedanke eines geeinten Deutschlands auch in Württemberg fräftig Wurzel geschlagen hatte. Jede Opposition verstumte mit einemmale vor dem mächtig erwachten Nationalgefühl. Die Begeisterung wuchs, als Seine Majestät den Oberbefehl über die württembergische Truppenmacht an den König von Preußen übertrug, welcher dieselbe der dritten Armee unter dem Oberkommando des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zuteilte und den General von Oernitz zum Corpskommandanten ernannte; sie wurde zum Jubel, als der Kronprinz von Preußen selbst am 28. Juli in Stuttgart eintraf.

Die Württemberger nahmen rühmlichen Anteil an den glorreichen Kämpfen, welche zur Einigung unseres deutschen Vaterlandes führen sollten. Der oberste Kriegsherr selbst wünschte dem König Karl zu der glänzenden Tapferkeit seiner Truppen das herrlichste Glück. Am 1. Januar 1871 trat das Königreich als Bundesglied in das neue deutsche Reich ein. Nun forderten König Karl und Ludwig II. von Bayern in eigenhändigen Schreiben den König von Preußen zur Annahme der Kaiserwürde auf, und am 18. Januar 1871 wurde Wilhelm im Schloß zu Versailles feierlich zum deutschen Kaiser erklärt.

Außer der kostbaren Gabe, dem geeinigten Deutschland, brachte das Jahr 1871 dem Württemberger Königshaus und Land am 13. Juli das Jubiläum eines Bundes, der einst als ein Stern des Ergens über Haus und Land aufgegangen war, die Feier der silbernen Hochzeit des Königspaares, welche die Majestäten im stillen Familienkreise in Friedrichshafen begingen.

Nach der Erstehung des Reichs war es Frühling geworden in Deutschland, in Württemberg; aber der Frühling rief alle Kräfte auf den Plan zu erneuter, zu vermehrter Tätigkeit. Ein unablässiges Ringen auf allen Gebieten des öffentlichen und sozialen, des kirchlichen und politischen, des gewerblichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens ist die Signatur des neuen Reichs geworden, und an dieser angestrengten Arbeit und diesem friedlichen Wettkampf hat Württemberg in den letzten achtzehn Jahren einen hervorragenden Anteil genommen.

Die hauptsächlichsten Neuerungen betrafen zunächst das Heerwesen, welches ganz nach preussischem Muster umgeändert wurde. Nur die Ernennung der Offiziere hatte sich der König vorbehalten. Ebenso tief eingreifend waren die Neugealtungen auf den Gebieten des Gesetzes, des Rechts und der Staatsverwaltung. Keine vorübergehende Regierungsperiode kann sich an Umfang und Wichtigkeit der gesetzgeberischen Tätigkeit mit der Regierung König Karls messen.

Besonders groß war die Sorgfalt, welche die königliche Regierung dem Volksschulwesen zuwandte, aber ebenso wohlwollend zeigte sie sich auf einem Gebiet, das der Staat bisher fast ausschließlich der Privatunternehmung überlassen hatte: wir meinen die Anstalten für Bildung und Fortbildung des weiblichen Geschlechts, unter denen wir das 1874 in Stuttgart errichtete höhere Lehrerinnenseminar besonders hervorheben möchten.

Welch glänzende Früchte der in dieser Weise überall ausgestreute Samen trug, zeigte vor allem die in jeder Hinsicht gelungene württembergische Landesgewerbe-Ausstellung vom Jahre 1881 in Stuttgart.

So spenden Heer und Schule, Wissenschaft und Kunst, Landwirtschaft und Gewerbe zu dem Ruhmestranz, den König Karls Regierung sich geschothen, die Fülle ihrer Gaben und lassen die fünfundsingzig Jahre, auf die der greise Monarch mit seiner erlauchten Gemahlin zurückblicken kann, als eine der wichtigsten und legendenreichsten Perioden der württembergischen Geschichte erscheinen.

Bilder von den Transvaal-Goldfeldern.

(Wilder S. 570.)

Schon vor dem Ausbruch des Krieges, welchen die holländischen Boers in Transvaal von 1877 bis 1881 gegen England führten, um sich von der immer unerträglicher werdenden Bedrückung der britischen Regierung zu befreien, waren im östlichen Teile der südafrikanischen Republik, wie der eigentliche Name des Transvaallandes lautet, mehrere reiche Goldfelder entdeckt worden. Gleich nach Beendigung des Krieges strömten sowohl aus dem Kaplande und den übrigen mehr oder weniger zivilisierten Ländern Südafrikas, als auch aus Europa zahlreiche Scharen von Abenteurern aller Art nach diesen Goldfeldern, von denen namentlich die etwa 70 Kilometer östlich von der Stadt Lydenburg liegenden Minen bei Pilgrims Raft sich an Ergiebigkeit mit denen von Kalifornien und Australien messen konnten.

Auf dem rechten Ufer des Blindenflusses, eines Nebenflusses des Olifant, liegt in dem von hohen Gebirgsfetten und Plateaus eingeschlossenen Thale das kleine Städtchen Pilgrims Raft, in dessen unmittelbarer Nähe jene Goldfelder sich befinden, die in den ersten Jahren nach ihrer Entdeckung außerordentlich schwer zugänglich waren. Von der Hafenstadt Lorenzo Marques an der Delagoabai bedurfte es eines beschwerlichen Fußmarsches von fast zwei Wochen, um über ganz unwegsame, rauhe und schluchtenreiche Gebirgslage, die im Spitzkop und in der Maushpize eine Höhe von über 2000 Meter erreichten, bis in das Thal des Blide zu gelangen. Freilich wurden die ersten Diggers für diese Mühseligkeiten reichlich belohnt, da viele von ihnen bei Pilgrims Raft Nuggets (Goldklumpen) bis zu zehn Pfund Sterling und mehr an Wert fanden; dennoch mußten sie den größten Teil ihres Gewinnes zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes wieder hingeben. Alle Lebensmittel, Kleider, Werkzeuge für mehrere tausend Menschen mußten mit großen Kosten von Lorenzo Marques oder Port Natal (Durban) nach den Minenbezirken heraufgeschafft werden, teils auf großmächtigen Wagen, die oft von zehn und mehr Ochsen gezogen wurden, soweit es die Beschaffenheit des Bodens gestattete, teils vermittelst Packpferden und Lastträgern. Man kann sich daher leicht einen Begriff machen von den Preisen, welche die Shopkeeper, Whiskyverköufer und überhaupt alle Geschäftleute für ihre Waren verlangten, zumal in der ersten Zeit, da es für sie ein nicht geringes Wagnis war, sich in der schnell entzündenden Zeit- und Bodenstadt niederzulassen, in welcher kein Mensch seines Lebens sicher war, so lange die Regierung nicht wenigstens einigermaßen Ordnung in die von allen Seiten herbeiströmenden Massen gebracht, unter denen sehr verwilderte Elemente sich befanden.

Als wenige Jahre später die außerordentlich ergiebigen Goldfelder bei Barberton am Kapflüßchen, etwa 80 Kilometer südlich von Pilgrims Raft entdeckt wurden, wandte sich ein großer Teil der Goldsucher und Digger diesem anfänglich aus wenigem erbärmlichen Hütten bestehenden Orte zu, der aber für sein raues Emporblühen eine bedeutend günstigere Lage hat als Pilgrims Raft, schon wegen seiner leichteren Verbindung mit der Stadt Lydenburg, der Delagoabai und Natal. Der beste Beweis hierfür ist, daß Barberton in der kurzen Zeit von zwei Jahren zu einer Stadt herangewachsen ist, in welcher man an Stelle der elenden Hütten eine ganz erkleckliche Zahl stattlicher feinerer Häuser erblickt, von denen eins die Bureauz der obersten Verwaltungsbehörde: nebst Polizeioffice enthält, während eines der größten der Bank von Barberton gehört, welche den glücklichen Goldsuchern für ihr Gold englische Banknoten oder Anweisungen auf Bankiers in Kapstadt gibt. Eine Kirche nebst Pfarrhaus und Schule, mehrere Hotels und eine ganze Reihe von Wirtschaftshäusern stehen heute auf dem Grund und Boden, der noch vor zwei Jahren nicht viel besser als eine Wüsten war.

Die glänzendsten Zeiten für die Digger sind freilich vorbei, doch kann ein fleißiger Mann immer noch auf einen täglichen Ertrag von einem bis zwei Pfund Sterling rechnen, wovon er freilich ein halbes Pfund und mehr für seinen Lebensunterhalt und dergleichen opfern muß, doch wird sich dies hoffentlich bald ändern, wenn die Eisenbahnverbindung mit Port Natal hergestellt sein wird, wodurch die enorm hohen Preise für Lebensmittel und andere Bedürfnisse gewiß bedeutend niedriger werden. Für die Erlaubnis, ein bestimmtes und genau abgegrenztes Stück in den Goldfeldern ausbeuten zu dürfen, einen claim, wird monatlich eine Abgabe von fünf Schilling an die Regierung bezahlt.

Durban, der Haupthafenplatz von Natal, daher auch meistens Port Natal genannt, hat in den letzten Jahren außerordentlich gewonnen, an Ausdehnung sowohl als an Bedeutung, was die Stadt vornehmlich den in Transvaal entdeckten Goldfeldern und deren Ausbeutung zu verdanken hat. Seit der Fertigstellung der Eisenbahn, welche Port Natal mit der Hauptstadt des Landes, Pietermaritzburg, und weiter mit der nicht unbedeutenden Stadt Ladysmith am Fuß der Drakensberge verbindet, hat die ganze Zufuhr nach den Goldfeldern im östlichen Teile von Transvaal sich von Port Natal nach Ladysmith gewendet, von wo gute Wege für Ochsenwagen nach jenen führen, was von der Delagoabai aus nicht der Fall ist. Bald werden die Boers in Transvaal wohl auch ihren Widerwillen gegen den Bau von Eisenbahnen in ihrem Lande überwinden und das rasch emporschießende Durban direkt mit Port Natal verbunden sein.

Vor fünfzehn bis zwanzig Jahren war Durban noch ein ziemlich elendes Hafenstädtchen an der gleichnamigen Bucht; wie alle Häfen an der Südküste Afrikas, ist auch die Einfahrt in den von Port Natal durch Sandbänke sehr erschwert und oft unmöglich gemacht worden. Erst seitdem der englische Ingenieur Edward Innes den nach ihm benannten mächtigen Hafendamm an der Einfahrt erbaut und ein großer Teil der Sandbank durch kräftiges Baggern fortgeschafft worden, ist der Hafen zu jeder Zeit zugänglich. Unsere Skizze bringt auch eine Ansicht dieses James-Rolo, sowie des auf der Spitze des bewaldeten Vorgebirges am westlichen Eingange in die Bai stehenden Leuchtturms. Während wir in einem andern Bildchen die West-Street von Durban erblicken, wie sie vor fünfzehn Jahren beschaffen war, als das kleine Hafenstädtchen aus elenden Hütten bestand und in seinen Straßen der Flugand so tief lag, daß zur Fortschaffung eines Wagens vier bis sechs Stück Ochsen erforderlich waren, sieht dieselbe West-Street heute freilich ganz anders aus mit dem architektonisch schönen Gerichtsgebäude, einer Pferde-Strassenbahn, wohl gepflasterter Fahrstraße und breiten Trottoirs zu beiden Seiten. Die Eisenbahn von Port Natal nach Ladysmith führt durch Landstriche, deren Bewohner sich vorzugsweise mit Viehzucht beschäftigen; große Ochsen- und Schafherden, die nach tausenden von Stücken zählen, werden auf den ausgedehnten Tristen und Abhängen. Da kann es schon leicht einmal geschehen, daß eine Herde Schafe, von ihrem erschreckten Leitthumel angeführt, unmittelbar vor einem daherbrausenden Bahnzuge über das Geleise stürzt, wobei manches Schaf von den Rädern zer-malmt werden mag.

Die Spielwarenindustrie im Erzgebirge.

Von

Emil Böhm.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das Gebiet der oberen Fläha gehört unstreitig zu den reizvollsten Gegenden des ganzen Erzgebirges. Der Wanderer, der etwa von Oiberrau aus, immer im Flußthal aufwärts sich wendend, durch die wunderbaren haatlichen Buchenwäldungen und die dunklen Forsten der Herrschaft Buchenstein bis zur böhmischen Grenze schreitet, wird überrascht sein von der Fülle wunderbarer Einzelheiten, womit dieses Fleckchen deutscher Erde ausgestattet ist. Doch nicht bloß die gewaltigen Schöpfungen der Natur, auch die kleinen, ganz kleinen Gebilde der Menschenhand, die hier allerorten zu Tausenden für einen Groschen zu haben sind, werden sein Erstaunen und seine Verwunderung in Anspruch nehmen. Hier ist die Gegend, wo Tag für Tag tausend fleißige Hände sich regen, um alljährlich ungezählte Rassen von Spielsachen aller Art in die weite Welt zu senden. Diese kunstvollen Erzeugnisse, jedes einzelne so einfach, sind in ihrer Gesamtheit in so hohem Grade interessant, daß eine Wallfahrt nach den bescheidenen Hütten, wo sie entstehen, gewiß gerechtfertigt erscheint.

Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, wann die eigenartige Industrie allhier ihren Einzug gehalten hat. Noch heute ist die ganze weite Gegend von Stollen durchzogen und mit Halben bedeckt. Seifen, jetzt der Hauptplatz der erzgebirgischen Spielwarenindustrie war ehemals der Sitz eines herrschaftlich Buchensteinischen Bergamtes. Man grub im Tagebau aus Zinn und Kupfer und die gemächlichen Bewohner des Erzgebirges fanden als Bergleute ihr bescheidenes Auskommen. Doch bald ging es mit den unterirdischen Schätzen zur Reize und bittere Not kam über die besagten Leute, die nichts gelernt hatten, als Hammer und Feisel zu schwingen. Ein fürchterlicher Hunger, nötigte die Armen, das, was sie ehemals in ihren Ferkelstücken als Spielerei betrieben hatten, zum Gewerbe zu erheben. Sie schnitten Ebenbilder von sich, Bergleuten aus Lammholz, und die Not zwang die unbeholfenen und schüchternen Leute, fremden Menschen ihre Waren zum Kaufe anzubieten. Der Erfolg übertraf ihre Erwartungen. Wohin sie auch kamen, überall waren die Seifen Bergleute mit ihrem Rasten voller Spielsachen gern gesehene Gäste, und besonders die Kinderwelt jubelte ihnen entgegen. Als es nun galt, die gewonnene Rundschau durch Reuigkeiten zu überreichen, fügten sie zu den hölzernen Bergmännlein die Verkörperungen der einzigen ihnen geoffenbarten Poesie, Josephe und heilige Marien, Krippen mit dem Christkindlein, Fikten mit ihren Schäfchen, die Weisen aus dem Morgenlande und andere Gestalten aus der heiligen Geschichte. Und noch später, als die Händler mit ihren Waren bis in die baumlose Ebene drangen, wurde auch der heimatische Wald mit all seinen Bewohnern in den Bereich ihrer Bilderei

gezogen. Mit dem Erfolge wuchs auch der Mut der biederen Leute. Die Künstler unter ihnen wagten sich mit ihren Schätzen bis auf die Leipziger Messe, und hier war das Schicksal der Seifen Industrie mit einem Schlage entschieden. Nicht die Kunstfertigkeit war es, die hier siegte, denn man merkte der Hand des Spielwarenarbeiters noch immer den schweren Bergmannsfeitel an — durch die erstaunliche Billigkeit ihrer Waren traten sie überwältigend in die Schranken des Weltmarktes. Umfangreiche Bestellungen, nicht nur aus allen Teilen des weiteren Vaterlandes, sondern auch über das Weltmeer herüber, liefen nun in dem stillen, abgelegenen Waldthale ein, und die Aufträge steigerten sich von Jahr zu Jahr dermaßen, daß die erzgebirgische Spielwarenindustrie heute ein Duzend großer, volkreicher Dörfer auskömmlich ernährt. Seifen ist noch immer als der Mittelpunkt und Hauptziel derselben zu betrachten, obwohl jetzt auch in anderen Ortschaften des Flußthals, besonders in der Nähe von Oiberrau und Grünhainichen, Spielwaren aller Art gefertigt und von namhaften Handelshäusern nach allen Winkeln der Erde verschickt werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Gemüthsamkeit und Anspruchsvollheit dieser Gebirgsbewohner, jene Eigenschaften, die ehemals einen geradezu rührenden Grad erreicht haben müssen, ein Segen für die ganze Welt geworden sind. Einzig und allein der außerordentlichen Billigkeit der Spielwaren ist es zu danken, daß alljährlich Millionen und Abermillionen Kindern unermittelter Eltern eine rechte Weihnachtsfreude bereitet werden kann. Und andererseits haben die einfachen, kunstlosen Gebilde des Erzgebirges einen höheren erzieherischen Wert als die kostbaren, prunkenden Erzeugnisse, welche die Weltstädte alljährlich für den Weihnachtstisch der Reichen liefern. Das unerbörliche Gemüth des Kindes ist an sich so anspruchslos, weil seine Phantasie so unendlich reich ist. Darum ist das Spielzeug das Beste, welches der Einbildungskraft des kleinen Erdenbürgers die wenigsten Schranken auferlegt, wenn er seine Welt sich aufbaut. Dem kleinen Knaben dient ein Steden als Reitspield, die großen und kleinen Klößen seines Pausenspiels sind ihm „nütze zu manchem Gebrauch“, sie dienen ihm bald als Mauer, bald als Säule oder Brücke.

Dem kleinen Mädchen wird eine Mangelboxe oder ein Rubelholz zum Wickelkindchen und ein ungelehrtes Fußbändchen zum Weibchen für dasselbe. Und sicherlich herzt und küßt das Kind des Armes seine Seifen Holzgruppe mit derselben oder noch größerer Innigkeit, als die junge Komtesse ihre verputzte Pariser Puppenpuppe.

Der Fremde, welcher Verlangen trägt, die Werkstätten der Spielwarenindustrie zu besuchen, beschäfte zunächst eines der sogenannten Dreher. Hier haben sich die verschiedenen Meister, welche mit ihren Familiengliedern in der Regel eine abgeschlossene Arbeitsgruppe bilden, eine Wasser- oder Dampfkrast gemietet, und hier bereiten sie an der Drehbank, für deren Veranlichung wöchentlich eine Mark zu entrichten ist, die Arbeiten vor. Die mächtigen Fräsenläge werden in sechs bis zehn Centimeter breite Scheiben zerschnitten, und aus diesen werden durch kunstgerechte Bearbeitung die französischen Reifen oder Ringe gewonnen. Der Wanderer hat auf den ersten Blick wohl kaum eine rechte Vorstellung von der Bedeutung dieser Arbeit. In der Wohnung des Meisters kann er sich indes bald überzeugen, daß sich aus solch einem Kraste ein ganzes Schod kleiner Tiere heraus-schlagen läßt. Für jede Tiergattung, als da sind Pferde, Rube, Schafe, Riegen, Kamele, Elefanten und so weiter, ist natürlich die Zubereitung eines besonderen Reifens erforderlich. Ist derselbe daheim zerfallen, so beginnt in streng durchgeführter Arbeitsteilung das Schnitzeln, Zusammenlegen, Zeimen, Malen, Ausstopfen, Kleben, Kleistern, und Gott weiß, wie die einzelnen Beschäftigungen alle heißen! Dabei sind die läppischen Finger-schen des vierjährigen Weltbürgers ebenso beteiligt, wie die weissen Hände der Matrone, die auf der hölzernen Bank am Ofen sitzt. Meist bleibt jedes viele Jahre hindurch oder wohl gar lebenslang der seinem einmal gewählten Gegenstande, dessen unglaublich schnelle Herstellung so niedrige Preise möglich macht.

Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern! Nehmen wir an, ein Koch voller Reizen sei jochen aus dem Dreherwerk angekommen. Aus einem derselben wird mit Hilfe eines scharfen Stemmeisens ein Schod kleiner Pferdchen herausgeschlagen. Diese mit allen Kugeln und Gelen behafteten rohen Gebilde wandern nun in die Hand des ältesten Sohnes. Er besorgt einen gar wichtigen Teil der Arbeit, das „Schnitzeln“, das heißt, er beiseitigt mit einem haar-scharfen spitzen Messer (Schnitzer) alle Gelen und Ranten und gibt dem Leibe des Pferdchens die nötige Rundung. Durch einen besonders geschickten Schnitt beiseitigt er hierauf die Holztheile zwischen Vorder- und Hintergliedmaßen, um die Beine bloßzulegen, markiert mit fabelhafter Geschicklichkeit durch einige Einschnitte schnell noch Mähne, Augen und Klüster und — seine Arbeit ist gethan. Die also zugerichteten Pferdchen wandern nun zur kleinen Schwester, welche, mit einem spitzen Holz-schen bewaffnet, vor dem Leimtiegel sitzt. Ein Tropfen des heißen Klebstoffes genügt, um jedem der kleinen Köpfe ein artiges Schwanz-gchen aufzuleimen. Die Herstellung derselben bildet wiederum die ausschließliche Beschäftigung eines der kleineren Geschwister. Den Pferdchen fehlt jetzt nur noch die Farbe. Unten am Tische sind eine ganze Reihe verschiedener Farbtöpfe aufgestellt. Ein munterer Knabe sitzt davor, hurtig und behende erfaßt er bald diesen, bald jenen Pinsel, und siehe da, in kurzer Zeit sind aus dem Schod unscheinbarer Pferdchen, welche der Vater aus einem einzigen Reizen schlug, zwei Duzend verschiedener Schimmel, je ein Duzend Kappen, Braunen und Fälsche hervorgezaubert worden. Fünf Personen beteiligten sich bei dieser Arbeit, und was ist nun der Lohn für ihre Mühen? Der geneigte Leser höre und staune: Ein Schod dieser Pferdchen kostet in Seifen 35 Pfennig! Selbstverständlich bezieht sich dieser Preis nur auf die niedlichsten Tiere, welche kaum die Länge eines kleinen Fingers erreichen. Größeres Viehzeug, das nicht aus Reizen hergestellt werden kann, sondern von denen jedes einzelne Stück besonders ausgelegt werden muß, bedingt natürlich einen entsprechend höheren Preis. Dann erscheint auch die Herstellung mehr Sorgfalt und mehr Arbeitskräfte. So besteht zum Beispiel die ausschließliche Beschäftigung einer Person darin, mit Hilfe eines Lohseisens die Augen der Tiere darzustellen und durch Bemalen mit schwarzer und weißer Farbe so ausdrucksvoll wie möglich zu gestalten.

Sehr interessant ist auch die Herstellung der Soldaten. Jeder

einzelne, er sei klein oder groß, muß besonders gedreht werden. Nach dieser ersten Arbeit, die natürlich im Dreherwerk, und zwar unglaublich schnell und sicher, ausgeführt wird, erscheinen die Vordelhaube, das Gesicht und alle übrigen Körperteile selbstverhändlich freisrund, die Arme fehlen ganz und die Beine stellen sich als Walze dar. Die Thätigkeit des Schnitzels besteht nun darin, die ursprüngliche Form an den Stellen, wo es nötig ist, in ein schönes Oval zu verwandeln und dem untern walzenförmigen Teile durch zwei tiefe Einschnitte das Aussehen zweier Beine zu geben. Was dann noch zu thun bleibt, wird in der Regel von Kindern besorgt. Eins leimt die Arme an, ein zweites das Seiten-gewehr und ein drittes rüstet die Vaterlandsverteidiger mit Flinten aus, die zu hundert aus einem einzigen Reizen geschlagen werden. Die so gefertigten Soldaten werden nun auf ein kreisrundes Brettchen geleimt, dann fein säuberlich bemalt und somit den verschiedensten Regimenten zugeteilt. Die zukünftigen Reiter werden auf der Drehbank besonders, und zwar ohne Beine, hergestellt. Erst dann, wenn sie sich schon hoch zu Ross befinden, werden ihnen gleichzeitig mit dem Schlepplabel auch die unteren Gliedmaßen angeleimt.

Wie viele Millionen Seifen Soldaten mögen schon den Weg in die Welt genommen und den kriegerischen Mut der Jugend entflammt haben! Aber noch auf tausend andere Dinge erstreckt sich die Thätigkeit der Spielwarenarbeiter. Vom umfangreichen Schaukelpferde an bis zum winzigen Tellerchen gibt es kein hölzernes Spielzeug, das nicht jahraus jahrein in der Seifen Pflege verfertigt würde. Und wie viele kleine Mädchen mögen durch die niedlichen Schüsseln und Tellerchen nicht schon verzaubert worden sein, auf denselben die ersten Anfänge ihrer Kochkunst zusammenzuquireln, jene wunderbaren Suppen, die der Vater zu seinem Schreden kosten soll und die er kosten muß, wenn er seinem Liebling keinen Herzensstummer bereiten will. Millionen von Kindern, die in den Kellern und Dachstuben der Weltstädte aufwachsen, erhielten durch die grünen Bäumchen zum erstenmale eine Ahnung von den herrlichsten Etätten der Schöpfung, von deutschen Wäldern, in denen Hirsche, Rehe und Hasen springen, lauter Dinge, die das Auge des kleinen Weltbürgers in Wirklichkeit noch niemals sahnte. Der Katalog der im vorigen Jahre in Seifen veranstalteten Ausstellung von Spielwaren wies über 2000 Nummern auf. Man kann sich darnach von der unendlichen Vielseitigkeit der Arbeiten eine Vorstellung machen.

Es ist leicht begreiflich, daß der sehr bescheidene Verdienst des Spielwarenarbeiters, der einzig und allein auf die Arbeit seiner und seiner Familienglieder Hände angewiesen ist, im günstigsten Falle nur eben ausreicht, um das Leben zu fristen. Eine vor-sorgliche Regierung sah aber weiter und gelangte zu der Ueberzeugung, daß die dichte Bevölkerung bei dieser Beschäftigung für die Dauer nicht im Stande sein werde, den erhöhten Anforderungen, welche die neue Zeit an das Leben stellt, zu entsprechen. Sie errichtete daher an den Hauptorten der sächsischen Spielwarenindustrie, in Seifen, Oiberrau und Grünhainichen, wohl-ausgestattete Fachschulen für Holzwarenarbeiter und läßt sich's angelegen sein, die jungen Leute zu befähigen, den Holzreichtum des Erzgebirges sich durch gewinnbringendere Arbeiten zu nütze zu machen.

Die Eigenart aller Gebirgsbewohner, mit Bähigkeit am Allen festzuhalten, zeigt sich auch hier in auffallender Weise: die üblichen Veranstaltungen der sächsischen Regierung werden gerade von den Kreisen, denen sie nützen sollen und einst sicherlich nützen werden, noch mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet. Den Bewohnern der oberen Fläha scheint ein unbefriedigender Drang zum Schnitzeln angeboren zu sein. In ganz Seifen zum Beispiel gehört kein Handwerker, er sei Schuster, Schneider, Bäcker oder Schmied, zu den Eingeborenen; sie sind sämtlich erst aus der Ferne zugezogen. Erlernt aber einmal ein Seifen Kind irgend ein Handwerk, so wirft es daselbe, sobald es erwachsen ist, erhaltungsgemäß wieder beiseite und geht zur geliebten Beschäftigung seiner Väter über.

Den Seifen „Dreher“ erkennt man auf den ersten Blick. Die rechte Schulter und der rechte Arm sind durch beständige Handhabung des schweren Stemmeisens wohlentwikkelt und kräftig, während die entsprechenden Körperteile der linken Seite auffallend schwächlich erscheinen. Die Wohnungen der Spielwarenarbeiter, die immer zugleich auch Arbeitsstätten sind und fast ausnahmslos einen reichen Kinderreigen beherbergen, machen einen recht traulichen Eindruck. Sie erinnern an unsere Stuben zur Weihnachtszeit, wenn für das kleine Volk geleimt und gebaut wird. Der Charakter der Leute ist ganz ihrer Arbeit entsprechend, sie sind gefellig, freundlich und mittelstäm. Diese Eigenschaften zeigen sie auch dem Fremden gegenüber, mit dem sie sich gar zu gern in ein Gespräch einlassen. Für eine wichtige Bemerkung, einen guten Scherz sind sie besonders empfänglich, und wer es versteht, seine Unterhaltung mit einem köstlichen Humor zu würzen, dem wird es leicht gelingen, sich die Zuneigung dieser anspruchslosen, fleißigen Menschen zu erwerben, für die ein Mark-schuld thätiglich noch ein kleines Vermögen bedeutet.

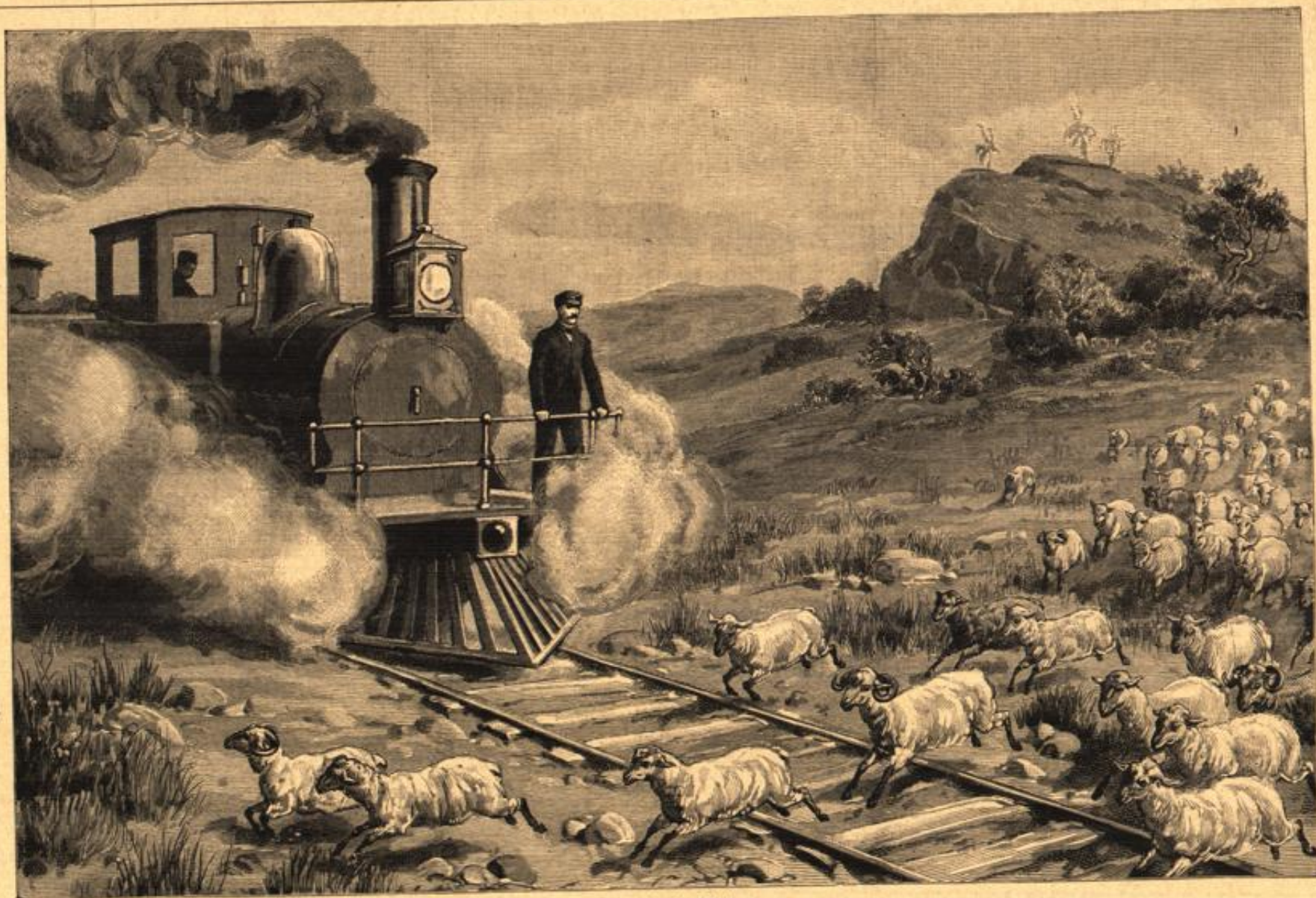
Hof des Barghelopalastes in Florenz.

(Bild S. 562.)

Florenz ist reich an großen Palästen in meist ernstem und strengem Stile, die Fassaden einfach und ohne Schmuck, häufig aus enormen, rohbehauenen Steinen bestehend. Im Innern findet man meistens einen oder mehrere viereckige, mit Arkaden umgebene Höfe, aus denen häufig steile Treppen zu den Wohn-gemächern führen. Eines der lebenswertesten dieser mittelalterlichen Bauwerke ist der Barghello oder Palast des Podestà, vormals Gerichtshaus und Gefängnis, jetzt trefflich restauriert und zum mittelalterlichen Museum bestimmt; unsere Illustration gibt einen Teil des Hofes und den wappengezierten Treppenaufgang desselben wieder.

Lebensregel.

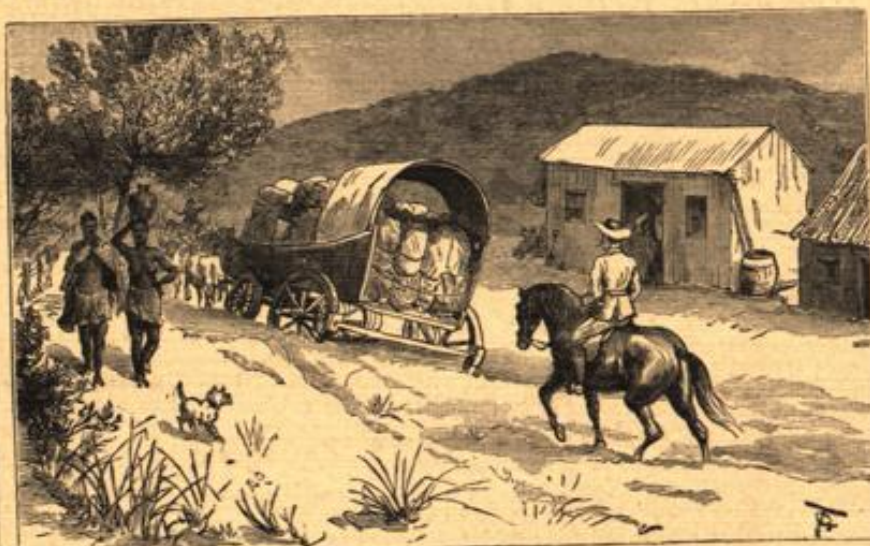
Ein Tag der Gnost ist wie ein Tag der Ernte; Man muß geschäftig sein, sobald sie reift. Goethe.



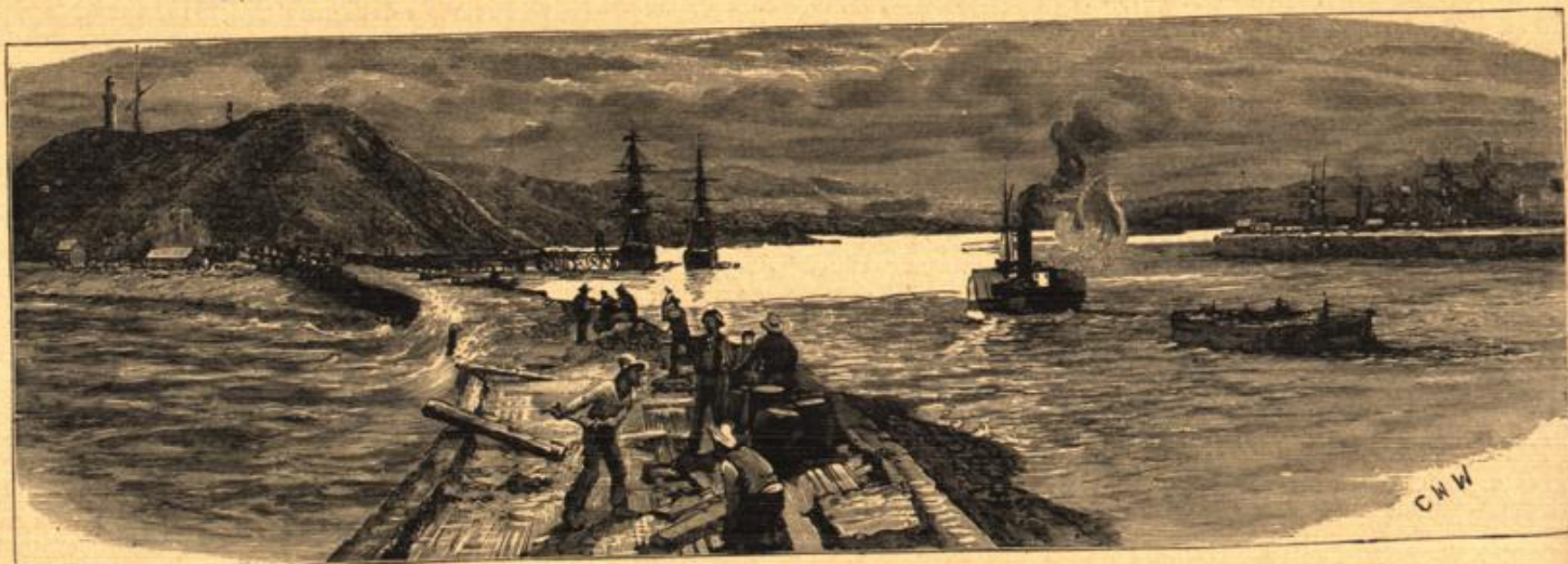
Ritten durch eine Schafherde.



West-Street in D'Urban, wie sie heute ist.



West-Street in D'Urban, wie sie vor fünfzehn Jahren war.



Der Innes-Hafendamm in D'Urban.



Die Schwestern. Gemälde von Eugen von Blaas.

In der Lenzeszeit.

(Bild S. 563.)

Wenn im Lenz frische Kränze
Neubeschwingt die Welt sich schlingt,
Wenn vom Schall der Spiel' und Tänze
Dorf und Wiese froh erklingt;
Wenn die Bächlein schneller gleiten,
Wenn das Fischlein springt im See,
Wenn die Herdenglocken läuten,
Da zerbricht das alte Weh!

Wenn die fahlen Blitze strahlen
Durch die Pracht der Sommernacht,
Wenn der Hände Fleiß zu zählen,
Frucht und Saat schon voller lacht;
Wenn die Wanderer rüstig wallen,
Schiffe ziehn im raschen Lauf,
Schnitterlied und Sichel schallen,
Ha — das weckt die Herzen auf!

Wenn die grauen Nebel tauen,
Wenn der Wald sich herblich malt,
Wenn auf Hügeln und in Auen
Traub' und Apfel goldig strahlt;
Wenn gedeiht die Hörner dröhnen,
Unterbrochen vom Hallo,
Wenn die Winterlieder tönen,
Ha — das macht die Seele froh!

Wenn dann wieder sein Gefieder
Leis' ums Land der Winter spannt,
Wenn's die Eishahn auf und nieder
Sausend, Ritzend kommt gerannt;
Wenn Karven kühn sich türmen,
Eufig säubt der Flocken Schwarm,
Mag es sausen, mag es stürmen,
Ha — das macht im Innern warm!

Drum von Wunden zu gefunden,
Nur hinaus aus dumpfem Haus!
Alles Leid, so du empfunden,
Heilt Natur dir liebend aus.
Ob die ersten Lerchen schweben,
Oder Schnee bedeckt den Grund,
Rasch ins Freie, da ist Leben,
Da wird Kopf und Herz gesund! J. G. Seidl.

In Malta.

Novelle

von

Lucy Hase.

(Schluß.)

Ein Abends, die Stürme umbrausten das Haus, saßen sie alle zusammen und Konstanze sang. Sie blätterte in den Noten, da fiel ihr plötzlich ein Lied in die Hände, das sie lange Jahre nicht gesungen; sie sang es:

„Anfangs wollt' ich fast verzagen
Und ich glaubt', ich trug' es nie.
Und ich hab' es doch ertragen,
Und ich hab' es doch ertragen.
Aber fragt mich nur nicht, wie.“

Sie sang es mit erschütternder Leidenschaft zur Erinnerung an alte Zeiten; in der Fürstin Augen standen Thränen, und der Fürst stand am Fenster als sie geendet und starrte unbeweglich in die dunkle Nacht hinaus.

„Was waren das für Worte, Konstanze Nikolajewna? Bitte, übersetzen Sie sie mir,“ sagte der Fürst, sich umwendend, mit klangloser Stimme.

Ein tiefes dunkles Rot stieg langsam in ihr Gesicht, dann sagte sie verwirrt:

„Ich kann die Worte in französischer Sprache so nicht wiedergeben.“

„Das heißt, Sie wollen nicht. Marie, bitte, übersetze Du mir's,“ und sie übersetzte.

Er hatte den Kopf in die Hand gestützt, so daß sein Gesicht im tiefen Schatten war; als er es erhob, war es so still und unbewegt wie aus Erz gegossen.

„Bitte, singen Sie das Lied noch einmal,“ sagte er ruhig.

Sie fuhr auf, was sollte das sein? Glaubte er vielleicht, daß sie in dem Liede ihr Herz ihm geoffenbart, und wollte das Geständnis, daß sie gelitten um seinetwillen, noch einmal hören? Nein, er war noch lange nicht ihr Herr, wenn auch die Fürstin ihre Gebieterin war; sie wollte ihm nicht gehorchen, um alles in der Welt nicht; ruhig blätterte sie in den Noten, als hätte sie seine Worte nicht gehört, aber die Blätter zitterten in ihrer Hand. Er war aufgestanden und auf dem weichen Teppich mit unhörbaren Schritten zu ihr hingetreten. Sie schrak zusammen, als plötzlich sein Schatten auf die Klaviatur fiel und seine Stimme dicht neben ihr sagte:

„Bitte, Konstanze Nikolajewna, singen Sie das Lied noch einmal.“

Ja, das war seine Stimme, wie sie dieselbe so oft in

Malta gehört, weich und tief wie Orgelton, sie sah rasch zu ihm auf, das waren auch seine Augen, wie sie in ihrer Erinnerung lebten, wie er sie vor Jahren angeblickt hatte, treu und innig, so blickte er sie heute an. Sie schlug mit zitternden Händen einige Accorde an und sang, aber ihre Stimme, die vorher so mächtig und voll den weiten Raum erfüllt hatte, klang jetzt matt, verschleiert.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er dumpf und tonlos. „Sie müssen jetzt aufhören, liebe Konstanze,“ sagte die Fürstin, „Sie könnten sonst Ihrer Stimme schaden.“

Es kam Besuch und der Fürst richtete den ganzen Abend kein Wort mehr an Konstanze, aber ihre Augen begegneten sich öfters und sie errötete jedesmal, sie dachte an die Reise im Postwagen von Simpheropol nach Malta.

Als sie am andern Morgen an seiner geschlossenen Thür, die auf den Korridor führte, vorüberging, blieb sie plötzlich wie gebannt stehen, mit rührenden, klaren Tönen sang die Geige:

„Und ich hab' es doch ertragen,
Und ich hab' es doch ertragen,
Aber fragt mich nur nicht, wie.“

Er hatte die Melodie behalten. Sie ging rasch weiter. „Er will das frevelhafte Spiel noch einmal beginnen,“ dachte sie, „aber diesmal soll er sehen, daß er kein leichtgläubiges Kind mehr vor sich hat.“

Er fing es wirklich wieder an, seine Augen suchten wieder die ihren und ruhten wieder mit dem Ausdruck heißer Liebe auf ihr, sie wollte es nicht bemerken und sah ihn kalt und gleichgültig an, aber in ihrem Herzen glühte es, nicht von Liebe, wie sie meinte, sondern von Verachtung.

Bei einer der Fürstin befreundeten Familie wurde eine große Soirée gegeben, und sie fuhr hin. Der Fürst hatte den beiden Damen Rosenbouquets geschenkt, der Fürstin weiße und Konstanze blaße, wunderschöne Moosrosen. Konstanze war verlegen geworden und es schien ihr, als sei die Fürstin ein wenig pikirt. Im Wagen sprach der Fürst fast ausschließlich mit Konstanze, die kurze, kalte Antworten gab; die Fürstin hatte sich stolz in ihre Ecke zurückgelehnt. In der Gesellschaft war er fast beständig an ihrer Seite, sie war empört, was sollte das sein, was sollte Marie Fedorowna davon denken? Sie hatte einen gar heißen Blick bemerkt, den die Fürstin hinübergeworfen zu ihnen. Wenn er das fortsetzte, war sie gezwungen, ihre Stellung aufzugeben; aber wo sollte sie so schnell eine andere finden kaum zwei Monate vor Weihnachten? Sie hatte ja zur Genüge die furchtbare Not der Stellenjuchenden kennen gelernt; hier hatte sie einen Platz gefunden, der ihr in allen Stücken zusagte, sie hatte auch oft genug Gelegenheit gehabt, ihre Stellung mit der anderer jungen Mädchen zu vergleichen, um zu erkennen, daß es vielleicht nur eine solche Stelle gab.

Und jetzt mußte er, der ihr die schönsten Jugendjahre geraubt, kommen, um sie von hier zu vertreiben. Nein, sie wollte sich wehren dagegen mit aller Kraft; dieser abscheuliche Mensch, was wollte er nur von ihr? Er hatte sie geküßt, er hatte Marie Fedorowna betrogen, der er doch sicherlich gesagt, daß er nur sie allein geliebt habe; und jetzt kränkte er seine Frau und ihr raubte er die Stellung; nein, das durfte nicht sein.

Er sprach gerade von Rom und Neapel mit leiser, leidenschaftlicher Stimme, da unterbrach sie ihn rücksichtslos: „Mon prince,“ sagte sie mit harter, kalter Stimme, „gehen Sie zur Fürstin, sehen Sie nicht, daß sie uns beobachtet?“

„Habe ich nicht lange genug mich bestrebt, ihr ein aufmerksamer Mann zu sein?“ sagte er finster; „mein Herz ist kalt und tot gewesen fünf lange Jahre hindurch, warum müßten Sie kommen, um es aufzuwecken aus seinem Schlaf?“

„Ich mag solche Redensarten nicht hören,“ sagte sie kalt; „glauben Sie wirklich, daß ich auch heute noch das vertrauensselige Mädchen bin, das ich vor fünf Jahren war?“

„So vertrauen Sie mir heute nicht mehr?“ fragte er. „Ihnen?“ erwiderte sie, und ein verächtliches Lächeln flog um ihren Mund, „Ihnen nie mehr!“ Sie wandte ihm rasch den Rücken und näherte sich einer Gruppe von Damen, ohne auf seine Erwiderung zu achten. Er biß sich auf die Lippen, dann ging er in ein Nebenzimmer, das fast ganz leer war, schlug ein Album auf, das auf dem Tische lag, und stützte den Kopf in die Hand; wer ihn so sitzen sah, glaubte ihn ganz in das Anschauen der Bilder vertieft, aber er schlug das Blatt nicht um und seine Augen waren geschlossen; als er nach einer halben Stunde aufstand, war sein Gesicht ganz ruhig, nur die Falte auf seiner Stirn war noch tiefer als gewöhnlich, trotzdem er mit der Hand darüber hinfuhr.

„Ich muß sie sprechen,“ murmelte er.

Konstanze merkte es wohl, daß er die Gelegenheit suchte, allein mit ihr zu sein, und wich ihm jedesmal geschickt aus. Die Fürstin schien etwas mißtrauisch geworden zu sein, sie war zwar gegen Konstanze freundlich und liebenswürdig, aber doch nicht so rückhaltlos offen wie früher. Sie schien es nicht mehr zu lieben, wenn der Fürst und Konstanze zusammen musizierten, und bat letztere immer um Lieder, die er nicht begleiten konnte.

Und Konstanze, sie fühlte, daß die alte Liebe trotz ihrer Verachtung leise wieder erwachte, daß er wieder wie früher

der Mittelpunkt all ihrer Gedanken wurde; ach, das Herz ist ein gar trohiges Ding, es geht seinen eigenen Weg trotz aller Warnungen des Verstandes. Sie fühlte es und kämpfte mit aller Kraft dagegen, sie baute aus ihrer Verachtung eine Schutzwehr, aber sie wußte nicht, ob diese Schutzwehr standhalten würde in der Stunde der Gefahr, und diese Stunde kam.

„Ich muß heute gleich nach Tisch ausfahren,“ sagte der Fürst an einem trüben, kalten Herbsttage, und Marie Fedorowna sagte:

„Dann werde ich heute nachmittag meine alte Tante besuchen; vielleicht haben Sie auch einen Gang vor, Konstanze Nikolajewna?“

„Ich weiß nicht, wohin ich gehen könnte,“ sagte Konstanze; „ich werde die Zeit benützen, an meine Verwandten zu schreiben.“

Und so saß sie denn am Nachmittag in ihrem hübschen, freundlichen Stübchen und schrieb, aber es dunkelte rasch und sie stand auf und trat ans Fenster. Es sah so traurig auf der Straße aus, so todesstrauig wie in ihrem Herzen; dürre Blätter wirbelten durch die Luft in wildem Tanze.

Es kam plötzlich die Lust über sie, draußen zu sein im Sturm, vielleicht wurde dort draußen im wilden Kampf der Elemente das schwere Herz ihr leichter. Sie nahm einen warmen Mantel um und knüpfte ein Tuch über ihr Haar, dann ging sie.

Es sah sehr wüst und traurig in dem Garten aus, die Rosen waren mit Stroh umwickelt, ausgegrabene Pflanzen, abgebrochene Äste und welke Blätter bedeckten die Wege. Sie sah herab auf die raschelnden Blätter zu ihren Füßen und ging in tiefen Gedanken auf und ab. Da hörte sie Schritte hinter sich in dem weiten rauschenden Laube, sie meinte, es sei der Gärtner, und schritt, ohne sich umzusehen, weiter. Da klang plötzlich seine Stimme dicht hinter ihr:

„Konstanze!“

Sie zuckte zusammen. Was war das für ein Ton? Sie wandte sich langsam um.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie ruhig.

„Nur einmal ungestört mit Ihnen sprechen zu können,“ sagte er.

„Wozu das? Ich sehe nicht ein, zu welchem Zweck!“ erwiderte sie kalt.

„Weil ich mich rechtfertigen muß, Konstanze, weil ich nicht will, daß Sie mich verachten!“ sagte er leidenschaftlich.

„Ich will aber nichts hören!“ rief sie energisch. „O Gott, wenn man uns hier beisammen sähe!“

„Konstanze,“ sagte er entschlossen, „wenn Sie mich heute nicht anhören wollen, so werde ich morgen wieder kommen und alle Tage, bis Sie mich anhören werden.“

„Aber was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ sagte sie rauh. „Warum wollen Sie sich vor mir rechtfertigen, da ich Sie doch gar nicht angeklagt habe? Ich weiß es ja, daß es bei jungen Leuten Sitte ist, mit Frauenherzen zu spielen, und daß ich damals einen Augenblick dumm genug war, das Spiel für Ernst zu nehmen, das ist doch nicht Ihre Schuld, sondern einzig und allein die meine.“

Er hatte sie unterbrechen wollen, jetzt sagte er mit zitternder Stimme:

„Bei Gott, Konstanze, es war kein Spiel; ich habe Sie geliebt und liebe Sie bis zum heutigen Tage wie damals!“ Sie wollte aufstehen. „Konstanze, ich bitte Sie, hören Sie mich zu Ende,“ sagte er rasch; „ich war entschlossen, die Gräfin um Ihre Hand zu bitten, ich hoffte, daß man sie mir nicht verweigern würde, besaß ich doch Reichtum und einen alten, reinen Namen. Glauben Sie sich vielleicht noch des Tages, da wir uns zum letztenmal sahen? Ich habe lange, lange mit Verzweiflung an diesen Tag gedacht, ich war so glücklich an dem Morgen, ich glaubte mich ja von Ihnen geliebt; ach, bald wie jener Tag war auch das Glück zu Ende! Als ich nach Hause kam, fand ich ein Telegramm, das mich sofort hierher zu meinem Onkel rief, der im Sterben lag und mich vor seinem Tode noch einmal zu sehen wünschte. Ich nahm nur meine Papiere zu mir, alle anderen Sachen hat ich meine Wirtin, mir nachzuschicken, und fuhr noch in derselben Stunde mit der Post nach Simpheropol und von dort unverzüglich bis hierher. Daß Ihr Bild mein treuer Begleiter war, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen; ich gedachte in Moskau sogleich an Ihre Frau Tante und Sie zu schreiben, ich wußte ja Ihre Adresse. Gott hatte es anders beschlossen,“ sagte er und seine Stimme bebte; sie sah ihn schen an, sein Gesicht sah fahl aus, er hielt einen Moment inne, um Atem zu schöpfen, dann fuhr er monoton fort: „Ich kam ins Haus meines Onkels, er lag in den letzten Tagen. Als ich ins Zimmer trat, belebte sich sein starres Gesicht; ich war tief erschüttert, er war mir mehr gewesen, als ein Vater sein kann. Er bat die Tante, uns allein zu lassen, dann sagte er zu mir: ‚Sergei, ich habe auf Erden nur noch einen einzigen Wunsch, willst Du ihn mir erfüllen?‘ — ‚Alles,“ sagte ich. ‚Schwöre mir,“ bat er mit zitternder Stimme, und ich schwor in seine kalte Hand einen heiligen Eid bei meiner Seele Seligkeit, seinen Wunsch zu erfüllen, und dann sagte er: ‚Sergei, Marie liebt Dich, sie liebt Dich so sehr, daß sie sterben wird, wenn Du sie nicht zum Weibe nimmst. Du wirst sie

sehen und die Ueberzeugung gewinnen, daß ich recht habe. Mein letzter, einziger Wunsch ist, mein Kind glücklich zu sehen und Dich auch; nimm sie zu Deinem Weibe, Sergei, und ihr werdet beide glücklich werden, denn nie wird ein Mädchen Dich so lieben, wie sie Dich liebt. Mir war's, als ob mein Herz plötzlich still stände. Ich stürzte vor seinem Bette in die Kniee und flehte ihn an, mir mein Wort zurückzugeben, umsonst, er hörte mich nicht mehr. Er war stehen geblieben und hatte sich an einen Baumstamm gelehnt. „Wie ich gelitten habe, Konstanze,“ fuhr er mit geballten Händen fort und sie erschauerte vor seinen finsternen Augen, „das kann ich Ihnen nicht beschreiben, ich glaube wahnsinnig zu werden; o, wäre ich's geworden, so wäre ich wenigstens von meinem Schwur erlöst.“

Er lachte grell auf.

„Hören Sie auf um Gottes willen!“ schrie sie auf.

„Ich habe Sie erschreckt, nicht wahr?“ sagte er leise.

„Verzeihen Sie mir, das waren die alten bösen Erinnerungen!“

Sie nahmen ihren Gang wieder auf.

„Wohl zwanzigmal habe ich begonnen, an Sie zu schreiben, es gelang mir nie. Wie durfte ich die Ausbrüche meiner wilden Verzweiflung in Ihr freundliches, stilles Leben tragen, ich hätte es auch Ihnen vergiftet; und ruhig schreiben konnte ich nicht, da dachte ich, es soll so sein, Sie würden mich so leichter vergessen. Ich habe meinen Schwur gehalten,“ sagte er nach einer Weile dumpf, „aber es hat mich mein Herzblut gekostet. O, es ist schrecklich, freundlich sein zu müssen gegen ein Weib, das die Geliebte verdrängt hat. Ich ging oft auf Reisen, ich suchte mich zu betäuben, da sah ich Sie und das Herz, das heiße, rebellische, erwachte in derselben Minute. Konstanze, wenn Sie wüßten, wie ich gelitten, Sie würden nicht sagen, daß ich mit Ihnen gespielt.“

„Seien Sie still,“ sagte sie bitterlich weinend, „seien Sie nicht traurig, ich gehe fort von hier, weit fort, und Sie sollen mich nicht wiedersehen.“

„Nein, Konstanze,“ sagte er, „das ertrüge ich nicht, Dich noch einmal zu verlieren; bei Gott, Konstanze, ich würde Dich suchen, und wenn Du bis an der Welt Ende ginge, ich würde Dich finden.“

„Was soll ich thun?“ schluchzte sie und faltete die Hände. „So bleibt mir nichts als der Tod.“

„Nein, Konstanze,“ sagte er, „es soll und muß noch einen andern Ausweg geben.“

Da rollte ein Wagen heran und hielt vor der Hausthür.

„Die Fürstin!“ rief Konstanze, ins Haus eilend.

Als sie aus dem Fenster im Korridor noch einmal hinaus sah in den Garten, sah sie den Fürsten, noch immer die Hände auf den Rücken gelegt, im Gange auf und ab schreiten, gebeugt und gebrochen, ein alter Mann. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen, weil er den Kopf tief gesenkt trug.

Sie ging schwankenden Schrittes in ihr Zimmer und hat das Mädchen, sie bei der Fürstin zu entschuldigen, sie habe heftige Kopfschmerzen.

Marie Fedorowna kam selbst, um nachzusehen, wie es ihr gehe, und fand sie so elend, daß sie sie sogleich zu Bett schickte.

Es war am Freitag abend, Konstanze war noch immer nicht wohl, ihre Augen waren noch immer von tiefen, dunklen Ringen umgeben, die die Blässe ihres Gesichts noch mehr hervorhoben. Der Fürst und die Fürstin waren zu einem Ball gefahren, Konstanze war allein. Sie setzte sich ans Piano, sie hatte schon so lange nicht gespielt; sie wollte etwas singen, um ihre bösen Gedanken zu vertreiben, aber sie konnte nicht, ihre Hände ruhten stumm auf den Tasten, sie war ja so müde, so todmüde. Sie sah wohl eine halbe Stunde lang so da, ohne sich zu regen, die Lampe brannte heute so düster, es war Dämmerung in dem weiten Gemach. Dann raffte sie sich plötzlich zusammen.

„Und ich muß doch fort,“ murmelte sie, „wenn mir auch graut vor dem Kampf ums Dasein mit diesen Gedanken und Erinnerungen, vielleicht hilft er mir noch dazu, zu vergessen.“

Sie sang:

„Sag mir das Wort,
Denn mit Donn' ich einst gelacht.
Lang, lang ist's her, lang ist's her.“

Und darauf mit voller, glöckereiner Stimme:

„Anfangs wollt' ich fast verzagen
Und ich glaub', ich trüg' es nie.
Und ich hab' es doch ertragen,
Aber fragt mich nur nicht, wie.“

Es klang wundervoll, das leidenschaftliche „Und ich hab' es doch ertragen.“ Da ertönte plötzlich die Geige hinter ihr, sie begleitete, sie hörte nicht auf und ihre Stimme zitterte nicht, sie sah sich auch nicht um nach dem Spieler, sie sang weiter, voll und klar, als sei er ihr nicht unerwartet gekommen, als habe sie seine Begleitung erwartet.

Und jetzt war das Lied leise verklungen, er war neben sie getreten und hatte den Arm um ihren Hals gelegt, sie ließ es geschehen. „Es ist das erste und das letztemal,“ dachte sie, „warum soll ich die Seligkeit eine kurze Minute lang nicht genießen?“

Er hob mit der Hand ihr Gesicht in die Höhe.

„Wie Du bleich bist, mein Herz!“ sagte er, dann zog er einen Sessel neben sie und sagte: „Konstanze, ich habe einen Ausweg gefunden, wir werden doch noch glücklich werden!“

Sie schüttelte leise den Kopf.

„Es ist unmöglich!“ sagte sie.

„Nein, nicht unmöglich!“ erwiderte er lebhaft. „Ich habe geschworen, Marie Fedorowna zu heiraten, und ich habe es gethan. Weiter habe ich nichts versprochen und brauche nichts zu halten; wenn ich mich von ihr trenne, so breche ich keinen Eid. Natürlich würde ich sie glänzend versorgen und sie würde sich trösten. Nun sage mir, Konstanze, ist das nicht eine gute Idee?“

Sie sah ihn mit großen, traurigen Augen an.

„Nein,“ sagte sie, „das geht nicht, Sie haben einmal geschworen, sie glücklich zu machen, und Sie dürfen sie nicht verlassen, es wird ihr das Herz brechen.“

„Ist es etwa meine Schuld, daß sie mich liebt?“ sagte er finster. „Ich habe sie doch nicht um Liebe gebeten; diese Liebe hat mich fast zum Wahnsinn gebracht, sie hat mich fünf lange Jahre hindurch gequält und jetzt will sie mich noch einmal von Dir trennen, ich mag und will solche Liebe nicht!“

„Sergei,“ sagte sie — es war das erstemal, daß sie ihn beim Namen nannte, denn sie hatte ihn stets nach französischem Sprachgebrauch „Monsieur“ angeredet — „wie können Sie nur so reden? Wissen Sie, was Marie Fedorowna einmal gesagt hat? ‚Ich bitte den lieben Gott nur um eins, nämlich mir Sergei und seine Liebe zu erhalten; ich würde sterben, wenn man ihn mir nähme.‘ O Sergei, meinen Sie, wir würden glücklich sein können mit solcher Schuld auf dem Gewissen? Nein, nie!“

Er hatte sie finster mit zusammengezogenen Brauen angehört.

„Ich kann aber und will nicht länger leben ohne Dich!“ sagte er wild.

Er war aufgesprungen und schritt mit großen, weiten Schritten im Salon auf und ab.

„Wenn ich nur erst fort sein werde, so wirst Du mich schon vergessen,“ sagte sie leise.

„Nie, nie!“ rief er, vor ihr stehen bleibend.

Sie legte ihre Hände vors Gesicht und weinte bitterlich, und er zog sie sanft an sich und legte leise ihren Kopf an seine Brust.

„Weine nicht, mein Herz,“ sagte er mit weicher, tiefer Stimme, „ich kann's nicht sehen, Konstanze, wenn es denn keinen Ausweg gibt, so laß uns sterben!“

„Das ist nicht nötig,“ ertönte plötzlich die Stimme Marie Fedorownas hinter ihnen schneidend hart und kalt; „ich sehe, Sergei Alexandrowitsch, daß ich Sie in Ihrem Glück störe, und eine Fürstin Sutroff wird sich nie dort eindrängen, wo man ihrer überdrüssig ist.“

Sie war geisterhaft bleich und ihre Lippen bebten, aber hochaufgerichtet schritt sie mit lautlosen Schritten über den Teppich der Thür zu, lang hinter ihr her rauschte ihre seidene Schleppe.

Konstanze hatte sich losgerissen.

„Was soll daraus werden?“ fragte sie angstvoll.

„Mein Gott, mein Gott, Sergei, so gehen Sie doch zu ihr, erzählen Sie ihr alles; sie wird verzeihen, wenn Sie ihr sagen, daß ich noch in dieser Stunde ihr Haus verlässe; so gehen Sie doch, heilige Muttergottes, gehen Sie.“

Er lehnte mit über der Brust gekreuzten Armen am Piano, sein Gesicht war blaß bis an die Lippen, aber seine Augen blühten.

„Ich will nicht,“ sagte er finster, „laß daraus werden, was Du willst, ich gehe nicht zu ihr! Habe ich nicht lange genug geheuchelt?“

Sie sah mit feuchten Augen und stehend gefalteten Händen zu ihm auf.

„Um unserer Liebe willen, gehen Sie, Sergei, sie wird sich ein Leid anthun und auf meinem und Ihrem Gewissen wird eine Schuld lasten, eine schwere Schuld unser Leben lang. Sergei, ich vergehe vor Angst, Sergei, es ist die erste Bitte, die ich an Sie richte, und soll die einzige sein, gehen Sie schnell, schnell, ehe es zu spät ist.“

„Konstanze,“ stöhnte er, „Du forderst zu viel; denke doch an meine Ehre, ich soll sie um Verzeihung bitten, der ich mein Glück und das einzige, das ich liebte auf der Welt, geopfert, ich kann nicht.“

„So werde ich gehen,“ sagte sie tonlos, „wenn sie mich nur zu sich lassen wird.“

Er vertrat ihr rasch den Weg.

„Ich will nicht, daß Du Dich vor der eifersüchtigen Person demütigst; nein, Konstanze, meine süße, liebe Konstanze, das darfst Du nicht!“ sagte er weich und zärtlich.

„So willst Du mich ganz unglücklich machen, so willst Du mir wirklich die einzige Bitte, die ich je an Dich richten werde, abschlagen? O Sergei, ich habe nicht geglaubt, daß Du solch hartes Herz hast!“ sagte sie weinend.

„Ich gebe,“ sagte er dumpf. „O Konstanze, so schwer ist mir noch kein Gang geworden, aber es sei um Deinetwillen; nur eins versprich mir: nicht eher das Haus zu verlassen, als bis ich Dich noch einmal gesehen habe. Willst Du?“

„Ja, ja,“ sagte sie hastig, „ich werde warten, aber,

bitte, jetzt geh; mir ist so angst, wenn nur nichts passiert ist.“ — Sie nahm seine kalte Hand in die ihren und küßte sie herzlich, dann drängte sie ihn sanft der Thür zu. Da wurde sie hastig von außen aufgerissen, einer der Diener stürzte schreckensbleich über die Schwelle.

„Gnädigster Herr,“ rief er in russischer Sprache, „kommt, kommt geschwinde, ein Unglück!“

„Was ist geschehen?“ fragte der Fürst finster.

„Marie Fedorowna ist gebissen von der Schlange, die in Ihrem Zimmer war!“

„Wo ist sie?“ fragte er, seine Stimme klang heiser.

„In Ihrem Zimmer, Herr!“ antwortete der Diener.

Langsam schritt er hinaus, in der Thür wandte er sich noch einmal um und stand einen Augenblick still, mit einem langen innigen Blick Konstanze umfassend, dann ging er.

Konstanze zitterten die Kniee, sie mußte sich an einem Sessel halten, um nicht umzusinken, ihr war's, als drehten sich die Gegenstände um sie her wild und toll im Kreise. Etwas Schreckliches war geschehen und es handelte sich um die Fürstin, das hatte sie wohl verstanden, aber was geschehen war, das wußte sie nicht. Sie mußte aber erfahren, was es war, vielleicht war doch noch zu helfen, zu retten. Sie ging schwankend und unsicher nach der Thür, im Korridor hielt sie sich an der Wand, um nicht umzusinken, aus seinem Zimmer tönte ihr dumpfes Gemurmel entgegen. Sie stand in der Thür. Da lag sie auf dem Divan, die schöne Fürstin, in ihrem blaßgrünen Atlaskleid mit den dunkelroten Rosen im Haar und an der Brust und der Boden vor ihr war bedeckt von den schimmernden Falten ihrer Schleppe. Der Fürst stand neben ihr starr und kalt, das stille fahle Gesicht hell beschienen von der Lampe, und zwei Diener knieten am Boden und besahen einen dunklen, langen Gegenstand, sie konnte nicht erkennen, was es war, da stand der eine auf und das Licht fiel voll auf das Dunkle, Leblose am Boden. Konstanze stieß einen durchdringenden Schrei aus, es war eine Schlange. Vor mehreren Tagen hatte der Fürst eine sehr alte Linde im Garten umhauen lassen und man hatte in dem hohlen Stamm eine Viper im tiefen Winterschlaf gefunden. Der Fürst, der sich sehr viel mit Naturwissenschaften beschäftigte und große Sammlungen ausgestopfter und in Spiritus konservierter Tiere besaß, hatte sie nicht töten lassen, sondern sie in seinem Zimmer sicher verwahrt, um ihr Erwachen zu beobachten. Die Fürstin, die von ihrer Dienerin davon gehört, hatte ihm heftige Vorwürfe gemacht und das Tier in ihrem Hause nicht leiden wollen; er hatte aber nicht auf sie gehört, und das sicher eingeschlossene Tier konnte ja auch niemand Schaden thun. Wahrscheinlich war es in der Zimmerwärme aus seinem Schläfe aufgewacht, die Fürstin hatte es beim Vorübergehen bemerkt und sofort ihren Voratz, zu sterben, ausgeführt.

Sie hatte den Schrei Konstanzens gehört, sie schlug die Augen auf und sah mit seltsam starrtem Blick nach der Thür, aber Konstanze war schon neben ihr.

Auf dem schönen weißen Arm der Fürstin unter dem zurückgehobenen Epithelarmel klebten ein paar Blutstropfen, auch war die Stelle leicht gerötet und angeschwollen.

Konstanze kniete in den grünen Atlaswagen, sie nahm den Arm Marie Fedorownas in ihre Hände, sie sog das Gift aus. Sergei Alexandrowitsch hatte die Hand ausgestreckt, um sie fortzureißen, aber er ließ sie wieder sinken.

Die Fürstin mochte ohnmächtig geworden sein, sie lag ganz still da, ohne sich zu regen; sie sog wohl eine Viertelstunde lang, von Zeit zu Zeit auspeind; die Diener sahen mit großen Augen zu, der Fürst stand da wie versteinert. Dann stand sie auf, noch einen leisen Kuß drückte sie auf die Hand der Fürstin und schritt hinaus.

Sie ging in ihr Zimmer und legte mechanisch all ihre Sachen in ihren Koffer, darauf kleidete sie sich an und ging. Im Korridor kam ihr Sergei Alexandrowitsch entgegen.

„Konstanze,“ sagte er leise, „Du hast sie gerettet!“

„Das war meine Pflicht,“ sagte sie, „habe ich ihr doch das Unglück gebracht.“

Er ließ sich schwer in einen der Sessel fallen, sie nahm leise seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn sanft auf die Stirn wie eine Mutter ihr Kind.

„Adieu, Sergei,“ sagte sie, „Gott tröste Dich!“

Er war aufgestanden und hatte sie umschlungen und fest an sich gepreßt.

„Konstanze, wie soll ich leben ohne Dich?“ stöhnte er.

„Es wird noch alles gut werden,“ sagte sie, „wir werden beide arbeiten und nicht mehr daran denken, die Muttergottes möge uns beiden helfen.“

Er brückte einen langen, heißen Kuß auf ihren Mund.

„Au revoir!“ sagte er mit zitternder Stimme.

„Auf Wiedersehen!“ sagte auch sie, leise schluchzend.

Beide dachten an ein Wiedersehen droben.

Es sind Jahre darüber hingegangen, wohl viele Jahre, sie haben beide redlich den schweren, harten Kampf des Lebens gekämpft und still ihr Herzeleid getragen; und die Jahre haben ihnen Vergessen gebracht.

Und wieder war's ein sonniger, wonniger Junimorgen und wieder lag das Meer da, so still und blühend im

hervorgegangen, dessen Zweige heute zu edlen Bäumen erwachsen sind im mächtigen Eichwald der Geschichte des deutschen Volkes.

Die glänzendste Zeit für Burg und Stadt Meißen, über deren hochragenden Türme und freundlichen Giebel wir dem Leser einen Blick ermöglichen, zog mit Heinrich dem Erlauchten, dem prachtliebenden kaiserlichen Minnesänger, ein; auch die Brüder Ernst und Albrecht hielten einen prunkvollen Hof, mit dem die Bischöfe zu wetteifern suchten, allein mit der ganz dramatisch inszenierten Bestattung des ruhmreichen Reichsfeldmarschalls Albrecht im Jahre 1501 erlosch alle höfische Herrlichkeit für immer. Von entschwindender Pracht zeugt nur noch die Albrechtsburg. Dieser seit 1471 von Arnold von Westfalen erbaute Palast zeichnet sich nach Außen durch die vornehme Einfachheit seines Schmuckes und die Größe und Schönheit der Verhältnisse, im Innern durch die zweckmäßige Ausgestaltung des Grundrisses und eine unvergleichliche Kühnheit der Gewölbekonstruktion aus und erhebt als einer der feinsten seiner Art in Deutschland den Anspruch, zu den Kleinodien der gotischen Baukunst gerechnet zu werden. Im vorigen Jahrhundert, das, wie alle selbständig vorgehenden Zeiten, keine Pietät für die Vergangenheit besaß, wurden seine hohen Hallen zu Fabrikräumen für die Porzellanmanufaktur verwendet; erst seit 1863 sind sie wieder frei und in der Mitte der siebenziger Jahre ihrer Bestimmung gemäß erneuert und ausgeschmückt worden. Das Gesamtbild der Stadt Meißen ist von zwei Seiten aus besonders malerisch. Vom rechten Elbufer aus gesehen, wo die Dörfer Gößeln, Niederfahre, Vorbrücke liegen, scheint sie in der Umarmung der Berge zu ruhen; denn der Akraberg ist scheinbar mit dem Breitenberg zur Einsen des Beschauers verbunden, der im Bogen vor bis zur Elbe läuft, wo er gerade dem Schloß gegenüber mit der Martinskirche gekrönt ist. Meißen ist eine „hochgebaute“ Stadt und bietet mit der Burg, St. Afa, dem Stadtfirchenturm, dem hohen Giebel der Franziskanerkirche und dem Martinskirchlein eine ganz köstliche Silhouette. Hat der Beschauer seinen Standpunkt in der Nähe dieser letzteren, so erschließen sich das Triebsthal und das Rauhenthal mit ihren Nebenhügeln, und die roten Ziegeldächer scheinen in grüne Gärten gebettet; hier gibt man gern dem Dr. Martin Luther recht, der Meißen mit einer Schüssel gekochter Kresse in Petersburg verglichen hat.

Die Meißener sind ein strebames und munteres, aufgewecktes Völkchen. Mit deren Lebenslust hält aber keine Kührigkeit und Intelligenz gleichen Schritt; treffliche Volksschulen, die Handelsschule, die landwirtschaftliche Schule und eine Realschule mit Progymnasium sowie die Fürstenschule sind von fruchtbarem Einfluß auf die allgemeine Bildung; die stete Verührung mit der Großindustrie und die Nähe der Residenz, welche in einer halben Stunde zu erreichen ist, endlich auch der starke Fremdenverkehr haben alle förderlich wirkenden Eigentümlichkeiten der Kleinstadt, welche mit ihren Vororten nur etwa 25,000 Einwohner zählt, verwischt, ohne ihr doch jedes originelle Gepräge zu rauben. Wir dürfen kühn die Behauptung aufstellen, daß es nicht eben viele Städte gibt, die an Schönheit des Aufbaus und in Bezug auf lachende, fruchtbare Umgebung mit Meißen sich vergleichen können und in denen es sich so angenehm leben läßt, wie in dieser alten Markgrafen- und Bischofsstadt.

Kalifornische Regenbogenforellen.

Einem vom deutschen Fischereivereine veröffentlichten Berichte über die Züchtung der kalifornischen Regenbogenforelle (*Salmo iridens*) aus der Steinmeißerischen Fischzuchtanstalt in Bünde i. W. ist folgendes zu entnehmen: Im Frühjahr 1887 wurden einige tausend Eier eingelegt, im Herbst desselben Jahres wurden den vier Aufzuchtbecken (durchschnittlich je 1 Ar groß und 75 Centimeter tief, jeder durch einen Bachwasserstrahl von etwa 1/2 Centimeter Durchmesser gespeist) 800 Regenbogenforellen entnommen, die den strengen Winter fast ohne jeden Verlust in einem Ueberwinterungsbecken gut verbrachten. Beim Umsetzen in zwei Streden im April 1888 waren die meisten Forellen 11 bis 12 Centimeter lang und 20 bis 25 Gramm schwer, und im Oktober hatten dieselben ein Gewicht bis zu 0,25 Kilogramm, so daß in kaum sechs Monaten eine Zunahme um das Fehnfache des Gewichtes festgestellt ist. Eine Anzahl dieser Fische dürfte bis zum Herbst 1889 ein Gewicht von 1 Kilogramm erreichen. An Fütterung gewöhnt sich die Regenbogenforelle leicht; sie ist im Vergleich mit der Bachforelle sehr wenig ißhun und zeigt sich fast immer, sobald sich Menschen den Teichen nähern. Das Futter wird auf Teichen gereicht, die 1/2 bis 1/2 Meter tief unter Wasser stehen. Dasselbe bestand aus geriebener Leber und namentlich aus mit Kleie gemischtem gekochtem Rinderblut. Diese Futterstoffe sind in Bünde sehr leicht in genügenden Mengen zu beschaffen, da die Fischzuchtanstalt unmittelbar an der Stadt liegt und die Schlachter Blut, Leber- und Schlachtabfälle fast kostenlos hergeben. Die älteren Forellen erhalten gekochtes, durch eine Fleischmühle zerhacktes Fleisch. Beide augenblicklich vorhandenen Jahrgänge nehmen sehr gern Weißbrot zu jeder Zeit, mit Ausnahme der Mittagsstunden an heißen Tagen, und es ist sehr unterhaltend, zu beobachten, wie die Forellen, welche zuerst ein Stück Brot erschnappt haben, von anderen verfolgt werden, die an der Beute teilnehmen wollen. Auch lebende Weißfische frisst die Regenbogenforelle gern. In einem hier befindlichen Aquarium, welches mittels Quellwassers der Hauswasserleitung versorgt wird, sind außer Goldfischen, Karpfen und so weiter auch mehrere mit der Angel gefangene 1888er Regenbogenforellen untergebracht, die sich sehr gut halten. Dieselben jagen den miteingelegten Weißfischen nach, und kürzlich wurde genau bemerkt, daß eine etwa 10 Centimeter lange Forelle in sehr kurzer Zeit vier diesjährige Weißfische verschlang. Die Regenbogenforelle wird als Speisefisch sehr geschätzt und steht den einheimischen Bachforellen an Schmackhaftigkeit nicht nach. Letztere haben im September keinen besonderen Speisewert mehr; da aber die Regenbogenforelle in Deutschland erst im März oder April laicht, so behält sie bis in den Januar hinein ihren Wert für die Tafel, ist also gerade in der Zeit zu verwenden, wo Lachs- und Bachforelle kaum in Betracht gezogen werden können.

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Sal Eaine.

Autorsierte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Greta kehrte gegen Mittag ins Pfarrhaus zurück. Sie überholte den Vikar und Peter auf dem Fußwege. Der eine trug eine Sense über der Schulter, der andere ein Bündel Winsen unter dem Arm. Der Vikar ging schweigend im Mittagssonnenschein dahin, den Strohhut nach hinten geschoben und die Blicke auf den Weg gerichtet. Er war in tiefen Gedanken und erst als Greta ihn eingeholt hatte, erwachte er aus seiner Träumerei.

„Große Neuigkeiten, Greta, große Neuigkeiten, mein Mädchen!“ sagte er. „Wie wahr ist es doch, wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!“

„Was für Neuigkeiten?“ fragte Greta und ihre Wangen färbten sich.

„Nun, wir mähten im Kirchhof das Gras, Peter und ich, und als wir die Sensen schärfen gingen, begegneten wir Atkinson. Er lud uns ein zu einer Ruhepause im Hof. Nun, wir tranken jeder ein Glas Ale, als Ratt hereinkam, der Stallknecht von Ritson, ganz in Schweiß gebadet, wie eines seiner Pferde, wenn sein Herr darauf ausgeritten ist. Und Ratt erzählte von einem großen Streit in der Gyll, wo der junge Herr Hugo versucht hatte, jenen Mann aus dem Hause zu vertreiben. Aber der Mann bestritt, daß er derjenige sei, mit dessen Namen ihn Hugo nannte. Er blieb dabei, er sei Paul Ritson, und brachte Dokumente hervor, um zu beweisen, daß er der rechtmäßige Erbe sei.“

„Nun, und —?“ fragte Greta atemlos.

„Nun, Ratt ist kein sehr glaubwürdiger Erzähler, fürchte ich. Aber eines ist klar, daß Mister Hugo, der jenen aus dem Hause zu jagen beabsichtigte, selbst hinausgejagt wurde.“

Greta zitterte vom Kopf bis zu Füßen.

„Mein armer Mann!“ sagte sie flüsternd. Dann kam ein Strom von Fragen: „Wann geschah das? Was wird daraus folgen? Wohin wird Hugo gehen? Was wird er thun?“ — Ach, Mister Christian, Sie haben immer gesagt, das Werkzeug des Verbrechens würde sich gegen ihn selbst wenden.“

Hinter ihnen kam jemand heran. Sie hatten die Schritte nicht gehört, bis sie ganz nahe waren. Es war Mister Berne.

Der Advokat verbeugte sich. Aber bevor sie noch die gewöhnlichen Höflichkeiten ausgetauscht hatten, hörte man Hufschläge auf der Straße und einen Augenblick später ritt Drayton den Nebenweg herauf. Mit dunkelrotem Gesicht und geräuschvollem Wesen sprang er vom Sattel und trat zu ihnen.

Greta legte eine Hand auf ihr Herz, während die andere die des Vikars fest umfaßte. Das Gesicht des Alten wurde sogleich starr und streng, alle natürliche Gütmütigkeit war daraus verschwunden.

Drayton näherte sich Greta und dem Vikar mit dem Aussehen eines richtigen Prahlhanses.

„Ich komme, um Ihnen ein für allemal zu sagen, daß meine Frau unter meinem Dach leben muß!“

Niemand antwortete. Drayton trat einen Schritt näher und klopfte seinen Stiefel mit seiner Reitpeitsche.

„Das Gesetz gibt mir recht und ich bestehe darauf.“

Noch immer erfolgte keine Antwort und der Prahlhans wurde dadurch noch sicherer.

„Nicht als ob mir was daran läge, es ist nur des Anstandes wegen. Ich will mich nicht länger von der ganzen Nachbarschaft auslachen lassen. Meine Frau ist meine Frau! Ein Mann ist ein Mann und hat Gehorsam zu verlangen!“

„Und was dann, wenn er verweigert wird?“ fragte der Vikar.

„Was? Was dann? Dann geht sie ins Gefängnis, das ist's!“ Drayton wandte sich um und berührte den Advokaten mit dem Griff der Reitpeitsche. „Hören Sie, sagen Sie ihnen, was dann!“

Auf diese Aufforderung erklärte Herr Berne, daß ein Ehemann das Recht habe, auf solcher Forderung zu bestehen und, nach englischem Gesetz, im Weigerungsfalle verlangen könne, daß seine Frau verhaftet werde.

„Hört Ihr wohl!“ rief Drayton, indem er heftig seine Stiefeln peitschte, „verhaftet werde!“

Eine Pause trat ein, dann sagte der Vikar ruhig, aber fest:

„Ich verstehe, Sie wünschen das Vermögen dieser Dame in die Hände zu bekommen.“

„Nun, warum nicht? Habe ich nicht ein Recht darauf, wie?“

„Sie haben bis jetzt schon ihrer Hypotheken sich bemächtigt unter dem Vorwand, daß Sie ihr Gatte seien, aber nun gehen Sie zu weit.“

„Das wollen wir sehen! Hören Sie,“ sagte er, den Advokaten anstoßend, „machen Sie vorwärts! Wenn sie nicht kommen will, stecken Sie sie ein.“

Er wandte sich um und nahm die Zügel von der Mähne seines Pferdes auf, indem er ein hohles Lachen hören ließ. Greta machte sich von der Hand des Vikars los und schritt auf Drayton zu, bis sie Auge um Auge ihm gegenüberstand mit zitternden Lippen, bleichen Wangen und blühenden Augen, ihre ganze Gestalt hoch aufgerichtet.

„Nun, und was glauben Sie damit zu erreichen?“ fragte sie. „Glauben Sie, mich mit den Grausamkeiten des Gesetzes zu schrecken? Mich — mich?“ wiederholte sie mit Verachtung in jeder Silbe. „Als ob mich das in Ihr Haus treiben könnte!“

Drayton versuchte zu lachen, aber es gelang ihm schlecht. Er spuckte aus und versuchte dann seine Augen wieder zu denen Gretas zu erheben. Aber vor ihrem Blick senkte er sie nieder auf die Reitpeitsche, die er in der Hand hielt.

„Lassen Sie mich verhaften, Paul Drayton. Sie haben ja schon andere Leute ins Gefängnis gebracht, lassen Sie mich verhaften, damit ich von Ihnen und Ihren Begleitern nichts mehr sehe!“ sagte sie mit zorndurchbelebter Stimme.

Drayton sprang in den Sattel.

„Das werde ich thun,“ murmelte er bleich und verwirrt. Dann wandte er den Kopf seines Pferdes zur Seite und die Peitsche traf seine Flanken.

Der Vikar wandte sich zu Berne.

„Folgen Sie ihm,“ sagte er mit Entschiedenheit und streckte die Hand aus.

Der Advokat machte Miene, noch Erklärungen zu geben, dann versuchte er sich ein mehr gebieterisches Ansehen zu geben, endlich aber ging er mit einem scheuen Blick auf das bleiche Gesicht des Vikars davon.

Im nächsten Augenblick hing Greta an des Vikars Hals, weinend und schluchzend, während der gute Alte ihr Haar zärtlich wie eine Mutter glättete.

„Mein armer Paul, mein lieber, lieber Mann!“ rief Greta.

„Gott sei Dank, die Sachen haben ihren schlimmsten Stand erreicht, und wenn sie sich ändern, können sie nur besser werden,“ sagte der Vikar.

Er führte sie hinein. Sie trocknete ihre Thränen, welche denselben Augen entströmten, die vor kurzem wie Flammen gesprüht hatten.

Gegen fünf Uhr wurde an die Thüre des Pfarrhauses geklopft und der alte Laird Fischer trat ein. Sein Wesen war mehr noch als gewöhnlich still und bedrückt.

„Ich komme, Ihnen zu sagen, daß das Kind krank geworden ist, und ganz plötzlich,“ sagte er.

Greta erhob sich und legte Hut und Mantel an. Sie eilte schon längst die Straße hinab, während der Kohlenbrenner noch immer inmitten des Vorhauses stehen blieb.

Als Greta die Hütte des Kohlenbrenners erreichte, lag der Kleine in halber Betäubung in Merchs Armen. Er schien schwer zu atmen, zuweilen fuhr er erschreckt aus dem Schlafe auf. Er fieberte und litt schrecklichen Durst. Das sorgenvolle Gesicht der Mutter beugte sich auf ihn herab mit einem unbeschreiblichen Ausdruck. Nur die zuckenden Lippen sprachen von dem heftigen Kampfe, der in ihr vorging. Aber die schmerzliche Sehnsucht nach dem Anblick des kleinen, rothbäckigen Gesichtchens, das thränenlos, heiße Verlangen nach einem Blick aus den kleinen, schläferigen Augen, der halbwillige Aufschrei eines Mutterherzens gegen das Schicksal, welches das Kind, das sie an ihrer Brust genährt hatte, für sie zu einem Fremdling machte, dessen Züge sie nicht kennen sollte — alles dies stand auf diesem blinden Gesicht geschrieben.

„Ist er leicht?“ sagte Mercy. „Schläft er? Er spricht jetzt nichts, fährt nur auf und schreit und hustet manchmal.“

„Wann fing es an?“ fragte Greta.

„Gegen vier Uhr. Er spielte und ich bemerkte, daß er schwer atmete. Dann kam er zu mir und verlangte in sein Bettchen. Was ist jetzt? Horch!“

In seinem ruhelosen Halbschlummer murmelte der Kleine undeutlich: „Hetto, hotto — Niez — Mann —“

„Mein Liebling spricht im Schlaf, nicht wahr?“ sagte Mercy.

Dann kam ein Husten, eigenartig, bellend.

„Es ist Bräune,“ dachte Greta.

Sie schloß das Fenster, zündete ein Feuer an und stellte den Wasserkessel so, daß der Dampf ins Zimmer aufsteigen mußte. Dann legte sie Flanellstücke in heißes Wasser, wand sie aus und legte sie dem Kleinen um den Hals. Sie blieb die ganze Nacht in der Hütte, sah bei dem Kleinen und pflegte ihn. Mercy ließ sich nicht überreden, zu Bett zu gehen, aber sie war sehr ruhig. Der Gedanke hatte sie noch nicht erfasst, daß ihr Kind ernstlich krank sei. Es war schläferig und etwas fieberhaft, sein Puls schlug rasch und es hustete zuweilen heftig. Aber sie dachte, gegen Morgen werde es besser sein. „O ja, es wird bald wieder gesund sein und im Garten Blumen pflücken.“

Gegen Mitternacht fiel der Puls rasch ab, das Atmen wurde ruhiger, eine tiefe Erschöpfung machte sich bemerkbar. Mercy legte ihr Ohr an den Mund des Kindes und

horchte, — ein freudiges Lächeln verbreitete sich über ihr Gesicht. „Gott segne ihn! Wie ruhig er schläft.“

Greta gab keine Antwort.

„Das Hottopferd und Miez beunruhigen sein Geistes nicht mehr so sehr,“ fuhr Mercy heiter fort.

„Nein, meine Liebe,“ sagte Greta, indem sie sich bemühte, ihrer Stimme Kraft zu geben.

„Bald wird mein Liebling wieder ganz gesund sein, nicht wahr?“

„Ja, ja, meine Liebe,“ sagte Greta mit Anstrengung.

Zum Glück konnte Mercy die andere Antwort nicht lesen, die auf Gretas Gesicht geschrieben stand.

Mercy hatte ihre tastenden Finger auf des Kindes Nase gelegt und befehlte sein Gesicht bis zum Mund.

„Greta,“ sagte sie mit einem erschrockenen Flüstern, „sieht er entsetzt aus?“

„Kann,“ erwiderte Greta ruhig.

„Und seine Haut — ist sie kalt und feucht?“

„Wir müssen ihm einen andern heißen Planelumschlag machen,“ war Gretas Entgegnung.

Mercy sah eine ganze Stunde lang schweigend am Bett. Dann plötzlich sagte sie mit seltsamer, rauher Stimme:

„Ich wünschte, Gott hätte Ralphchen nicht so niedlich gemacht.“

Greta blickte bei diesen Worten überrascht auf, gab aber keine Antwort.

Bald erschien das Tageslicht. Beim ersten Schimmer der grauen Dämmerung wandte sich Greta dahin, wo Mercy schweigend saß. Es war ein tief betrübtes Gesicht, das sie in der gemischten Beleuchtung des gelben Lichtes der erlöschenden Lampe und dem Grau der Dämmerung erblickte.

Endlich brach Mercy das Schweigen.

„Greta, erinnerst Du Dich, was Frau Brand sagte, als ihr kleines Kind vor zwölf Monaten starb.“

Greta warf einen raschen Blick auf die verbundenen Augen. „Was?“ fragte sie.

„Nun, Pastor Christian versuchte sie zu trösten und sagte: ‚Ihr Kleines ist jetzt ein Engel im Paradies!‘ Und sie gab ihm heftig zur Antwort: ‚Ich will nichts wissen von Euren Engeln — ich brauche sie nicht — ich will mein kleines Mädchen haben!‘“

Mercys Worte schlossen mit einem tiefen Seufzer.

Gegen zehn Uhr kam der Doktor. Er war aufgehalten worden, bedauerte sehr, daß er nicht sogleich zu Diensten stehen konnte. „Aber der alte Herr Walker hatte einen Anfall von Reizen und Zahnschmerz und jedermann weiß, wie anspruchsvoll er ist.“

„Das Baby der jungen Person ist krank? Fieberhaft? Unruhig, führt im Schlaf auf, und Husten? — Aha, Bräunehusten! — Ja, ja, Bräune, echte Bräune! Nicht krampfhaft — lassen Sie sehen. Wie alt? Aberhalb Jahre! Ah, schlimm, sehr schlimm! Am häufigsten in diesem Alter. Gefährlich, sehr gefährlich! Bildet eine Haut, welche die Luftröhre verschließt, endigt oft in Krampf und Kind erstickt. Traurig, sehr traurig! Lassen Sie nochmals sehen. Wie lange, seit der Anfall begann? Gestern um vier Uhr. Ah, schon weit gekommen, sehr weit!“

Der große Mann verschwand bald wieder, indem er eine Verschreibung von „Aconit und Ipecacuanha“ hinterließ.

Mercy hatte alles gehört und ihre zurückgehaltene Angst brach in Schluchzen aus.

„O, wenn ich daran denke, daß ich mein Ralphchen nicht mehr hören soll und daß sein weißes, kaltes Gesichtchen aus einem Sarg herausbliden sollte, während andere Kinder im Sonnenschein spielen und Schmetterlinge jagen! Nein, nein, das kann nicht sein, Gott wird das nicht zulassen! Ich werde zu ihm beten und er wird mein Kind retten. Er kann alles thun, sein ist die ganze Welt! Was ist mein kleiner Junge für ihn? Er wird nicht zulassen, daß er von mir genommen wird.“

Gretas Herz war zu voll zum Sprechen, aber sie konnte in der Stille weinen, ohne daß es zu bemerken war. Mercy streckte die Arme über das Bett hin, und indem sie das Kind zärtlich in die Arme schloß, hob sie es auf und ließ sich mit ihm auf die Kniee nieder.

„Barmherziger Vater,“ sagte sie mit der ruhigen Stimme kindlichen Vertrauens, „dies ist mein Baby, mein Ralphchen, und ich liebe es so herzlich. Du kannst nicht glauben, wie sehr ich ihn liebe! Aber er ist krank und der Arzt sagt, er könne sterben. O guter Vater, bedenke nur, was das heißen würde! Sein kleines Gesichtchen wäre verschwunden und dann hätte ich ihn noch nicht gesehen. Du wirst ihn nicht zu dir nehmen, bis seine Mutter ihn gesehen hat. Und das wird so bald sein, nur noch fünf Tage! Nicht morgen, noch übermorgen, noch den darauffolgenden Tag, sondern den Tag nach diesem!“

Sie fügte noch andere kindliche Bitten hinzu, erhob sich dann mit einem Lächeln auf ihren bleichen Lippen und legte den Kleinen wieder auf sein Kissen.

„Wie geduldig er ist!“ sagte sie. „Er kann nicht sagen, ich danke, aber ich weiß, seine Augen sprechen es aus. Lasse mich fühlen.“ Sie legte ihren Finger leicht auf des Kindes Augenlider. „Nein, sie sind geschlossen, er schläft wahrscheinlich. Ach, er schläft sehr viel. Sind seine Wangen rot? Wie ruhig er ist! Wenn er nur

sagen wollte: Mama! O wie sehr wünschte ich, daß ich ihn sehen könnte!“

Eine Zeit lang war sie ganz ruhig, dann zupfte sie plötzlich an Gretas Kleid.

„Greta,“ sagte sie hastig, „mir sagt etwas, wenn ich nur Ralphchen sehen könnte, so würde ich ihn retten.“

Greta erschrak heftig. „Nein, nein, nein, daran darfst Du nicht denken!“

„Aber eine Stimme hat es mir zugeflüstert, es muß Gott selbst gewesen sein. Du weißt, wir müssen Gott immer gehorchen.“

„Mercy, es war nicht Gott, der das sagte, es war Dein eigenes Herz. Darauf darfst Du nicht hören.“

„Ich glaube sicher, daß es Gott war, ich höre es ganz deutlich.“

„Mercy, mein Herz, bedenke, was Du sagst, bedenke, was Du thun willst. Wenn Du es thust, wirst Du für immer blind sein!“

„Aber ich werde mein Ralphchen gerettet haben!“

„Nein, nein, Du irrst Dich!“

„Wird er nicht gerettet werden, Greta?“

„Nur unser himmlischer Vater weiß es.“

„Gut, er hat es mir ins Herz geäußert und, wie Du sagst, er weiß es am besten!“

Greta war außer sich vor Angst. Ihre edle Denkart erlaubte ihr nicht, Mercys Dankbarkeit gegen den Trieb ihrer mütterlichen Liebe anzurufen. Aber sie wußte, daß all ihr Glück von dieser Hoffnung abhing. Wenn Mercy ihr Gesicht wieder erlangte, so mußte sich für sie und die Ihrigen alles zum besten wenden. Aber wenn Mercy blind blieb, so war ihre Zukunft düse und leer.

Langsam verging der Tag, und das Kind wurde schwächer und schwächer. Gegen Abend kam der alte Kohlenbrenner nach Hause zurück und ging in das Schlafzimmer. Einen Augenblick stand er vor dem Bett und blickte herab auf das kleine, verzerrte Gesicht, und als sich die Augen des Kindes für einen Augenblick öffneten, legte er seinen Zeigefinger in das kleine Händchen. Aber kein Griff der niedlichen Fingerringen antwortete darauf.

Die Lippen des Alten zuckten hinter seinem weißen Bart.

„Es war ein niedliches, kleines Ding,“ sagte er leise und wandte sich ab.

Er ließ sein Abendessen unberührt und ging vor die Hausthüre. Dort saß er auf einer Bank und schnippte an einem Schwarzbörnstock.

Die Sonne verschwand hinter dem Gipfel der Ralphippe. Tief unten lag das Thal in purpurfarbigem Nebel, nur die kahle Spitze des Ragenglockenfelsens war von den Strahlen der scheidenden Sonne noch hell beleuchtet. Ein sanftes Lüftchen kam vom Süden, und in den Kornfeldern unten flüsterte es wie mit Millionen Zungen.

Der Hund lag zu den Füßen des Köhlers, blinzelte in der Sonne und schnappte zuweilen lässig nach einer mutwilligen Fliege.

Das junge Leben drinnen schwand langsam dahin. Der hellende Husten hörte auf, das laute Atmen wurde seltener, röchelnder. Mercy hob das Kind vom Bett auf und setzte sich mit ihm vor das Feuer. Greta sah, wie es die Augen öffnete und in demselben Augenblick die Lippen sich leicht bewegten, aber sie hörte nichts.

„Er ruft seine Mama,“ sagte Mercy, indem sie ihr Ohr dem Munde des Kindes zuneigte.

Eine lange, tiefe Stille folgte. Mercy drückte das Kind an ihre Brust, ihre Nähe schien es zu beruhigen.

Greta stand daneben. Wieder sah sie die kleinen Lippen sich bewegen, aber sie hörte keinen Laut.

„Er ruft seine Mama,“ wiederholte Mercy tief betrübt, „und ach, er scheint so weit entfernt zu sein!“

Noch einmal bewegten sich die bleichen Lippen.

„Er ruft mich!“ sagte Mercy, mit Anstrengung hörend. Sie wurde unruhig und aufgeregter. „Er geht — er geht von mir! Ich kann ihn hören. Er ist schon weit fort. — Ralphchen, Ralphchen!“ Sie erhob das Kind zu ihrem Gesicht. „Ralphchen, Ralphchen!“ rief sie.

Gib mir den Kleinen, Mercy,“ sagte Greta.

Aber die Mutter umfachte ihn trampfhaft.

„Ralphchen, Ralphchen, Ralphchen!“

Plötzlich sah Greta etwas Weißes schimmern. In einem Augenblick war die Binde von Mercys Stirne gefallen und mit wilden Augen blickte sie herab in das Gesicht des Kindes.

„Ralphchen, Ralphchen — Hugo!“ schrie sie auf.

Die Mutter hatte endlich ihr Kind gesehen und in demselben Augenblick hatte sie die Züge seines Vaters erkannt.

Im andern Augenblick ging Gottes Engel durch das kummervolle Haus — das Kind lag tot an der Mutter Brust.

Mercy sah alles und ihre leidenschaftliche Unruhe verließ sie. Sie stand ruhig auf und legte den Kleinen zu Bett. Kein Seufzer drang mehr aus ihrer Brust, nur ihr Gesicht war aschfahl und ihre weißen Lippen zitterten.

„Greta,“ sagte sie sehr leise, „wirst Du nach ihm gehen?“

Greta küßte zärtlich des Mädchens Stirne. Ihre Ruhe, ihre Standhaftigkeit sank. Die ganze Welt war jetzt schwarz für sie.

„Ja, meine Liebe!“ flüsterte sie.

Einen Moment später hatte Greta das Zimmer verlassen.

Der Abend brach an. Ein langer, silberglänzender Streif am Himmel ging über den Gipfel des Gebirges hin. Greta ging eilig nach dem Bergwerk zu. Das Klirren der eisernen Kette im Schacht bewies, daß der Fahrstuhl in Bewegung war.

Anderthalb Jahre waren vergangen, seitdem ein Unglück, schwärzer und trauriger als der Tod selbst, ihr Leben überschattet hatte, und seitdem hatten sich die Wolken nicht für einen Augenblick gelichtet, bis vor drei Tagen. Da endlich hatte das Licht auf einen Augenblick die dunklen Wellenmassen durchdrungen und ein Weg aus dem Labyrinth der Trostlosigkeit hatte sich ihr gezeigt. Aber selbst dieser Weg zum Leben, zur Hoffnung und zur Liebe schien ihr jetzt durch den unerbittlichen Wandel des Schicksals wieder verschlossen zu sein.

Mercy war jetzt blind für immer. Alles war vorüber. Gretas starker, ruhiger Mut sank tiefer und tiefer. Sie sah den Betrüger im Besitz des Namens und der Stellung des Gerechten und sah den Gerechten sich durch das Leben schleppen — ein Ausgestoßener, beladen mit Schmutz, mit dem Brandmal des Verbrechens! Und dieser Unglückliche war ihr Mann. Und er hatte keinen Halt, außer in ihrer Liebe, keine Hoffnung, außer auf ihre Treue.

Greta hielt an der Thüre von Hugo Ritzons Schreibstube an und klopfte. Einen Augenblick später standen sie sich Auge in Auge gegenüber.

Er trug seine Grubenkleidung und stand an einem Tisch, auf welchem eine Lampe brannte. Als er sie erkannte, strich er mit der einen Hand über die Stirne, die andere blieb auf dem Kamin Sims liegen. Unwillkürlich bemerkte er, daß sie seit ihrer letzten Begegnung schlanker geworden war.

„Komm mit mir,“ sagte sie mit einem zitternden Flüstern. „Mercys Kind ist gestorben und das arme Mädchen verlangt nach Dir in seinem großen Kummer.“

Er antwortete nicht sogleich, sondern hielt die Hand vor die Augen, um sie gegen das Lampenlicht zu schützen. Dann sagte er mit seltsam klingender Stimme: „Ich werde folgen!“

Sie hielt die Thüre in der Hand und wandte sich zum Gehen. Er trat ihr einen Schritt näher.

„Greta, hast Du mir sonst nichts zu sagen?“ fragte er.

„Was soll ich sagen? Was erwartest Du von mir zu hören?“

Er gab keine Antwort und schlug die Augen nieder. Ein schwaches Zittern war an ihrer Hand zu bemerken, als sie hinzufügte:

„Wir beide, Du und ich, sollten nimmer in demselben Raume zusammentreffen. Daß es dennoch so kam, ist nicht meine Schuld.“

„Das habe ich verdient,“ sagte er demüthig.

„Das grausame Werk ist vollbracht. Ja, es ist vollbracht und kann nicht wieder ungeschehen gemacht werden. Du hast noch nicht alles gehört. Und da Du mich fragst, was ich Dir zu sagen habe; es ist dies: Jener Mann, das Werkzeug Deiner Arglist, der jetzt Dein Herr ist, kam zu uns und sagte, er könne mich nötigen, mit ihm zu leben oder mich ins Gefängnis bringen, wenn ich mich weigere. Kann er das?“

Hugo starrte sie an.

„Mit ihm zu leben — mit ihm — Du mit ihm?“ sagte er, als ob er nicht begriffen habe.

„Unter seinem Dach zu leben.“ Das waren seine Worte. Kann er das thun? Ich meine, ob das Gesetz ihn als meinen Mann anerkennt?“

Hugos Augen irrten ruhelos umher.

„Ob er das thun kann? — Dein Mann?“ wiederholte er verstört.

„Ich weiß wohl, was er will,“ sagte Greta schwer atmend. „Nicht nach mir, nach meinem Gute verlangt er. Aber er kann nicht das eine ohne das andere haben.“

„Das eine ohne das andere?“ wiederholte Hugo mit leiser Stimme. Dann schritt er mit sichtlich Aufregung durch das Zimmer. „Greta, dieser Mann ist — weißt Du, wer er ist?“

„Paul Drayton, der Schenkwirt von Henden,“ antwortete sie ruhig.

„Nein, nein, er ist Dein —“

Er hielt an; seine Stirne faltete sich, seine Finger zogen sich zusammen.

„Wirst Du etwa sagen, daß er mein Mann ist?“ fragte Greta entrüstet.

Hugo führte wieder seine Hand über die Stirne.

„Greta, ich habe Dein Mißtrauen verdient, habe Dir schweres Unrecht zugesügt, das weiß ich,“ sagte er in traurigem Ton.

„Was sind Deine Gewissensbisse jetzt wert?“ erwiderte sie. „Sie kommen zu spät.“

Dann blickte er ihr voll ins Gesicht und erwiderte:

„Greta, es ist eine tiefe Wahrheit, daß der elendeste Mann in der ganzen Welt derjenige ist, welcher Gewissensbisse fühlt, schon ehe er das Unrecht begeht. Ich war, ich bin — dieser Mann. Was ich that, that ich mit dem Bewußtsein, daß ich es bereuen werde — ach, bis zur

lehten Stunde meines Lebens! Aber ich war dazu getrieben — ich hatte keine Kraft, zu widerstehen — es überwand mich — und es würde auch jetzt wieder mich überwältigen.“

Hugo trat noch einen Schritt näher.

„Greta,“ sagte er, und seine Stimme sank zu einem gebrochenen Flüstern herab, „Greta, es gibt Männer, für welche die Liebe nichts ist als ein vorübergehender sanfter Lustzug, der über ihr Gesicht streicht und mit ihrem Haar spielt und dann verweht. Für mich ist die Liebe eine Wunde, eine tiefe, schmerzhaft, innere Wunde, welche schneidet und brennt.“

Greta schauderte. Es war, als ob seine Worte ihren Abscheu erregten. Dann wandte sie sich mit einer ungeduldigen Bewegung wieder der Thüre zu und sagte:

„Dies ist die Todesstunde Deines Kindes und — der Himmel vergeb' Dir — scheint auch die Todesstunde der Hoffnung Deines Bruders zu sein!“ Sie blickte sich um. „Denke an ihn!“ fügte sie hinzu, die Stimme erhebend. „Wenn Du diesen Mann an seinem Platz siehst, sein und mein Gut vergessend, denkst Du da jemals an ihn und wo er jetzt ist?“ Ihre Stimme zitterte und brach. Tiefe Stille trat ein. Sie hatte den Kopf beiseite gewandt und er vernahm leises Schluchzen.

„Ja, ich denke an ihn,“ antwortete er langsam. „Nachts in den langen, schlaflosen Stunden denke ich an ihn und auch daran, wo er jetzt ist! O, ich denke an ihn als an einen glücklichen Mann, ja, einen glücklichen Mann! Was liegt daran, daß er Sträflingskleidung trägt? Seine Seele ist nicht mit einer unerträglichen Bürde überlastet. — Aber ich — nun, sieh mich an, Greta.“ Er lächelte bitter.

„Ich habe alles gehört,“ sagte Greta. „Du hast Wind gesät und jetzt erntest Du Sturm!“

„Nicht das,“ sagte er. „Alles das wird vorübergehen.“

Sie stand auf der Schwelle, eine ihr unbekannte Gewalt hielt sie dort fest.



Schloß Wettin.

„Greta, ich bin kein so schlechter Mann, als es vielleicht scheint. — Ich bin ein Rätsel, das Du nicht lösen kannst. Die Zeit ist nahe, wo ich die Welt nicht mehr beunruhigen werde, und ein armer, preisgegebener Name wird alles sein, was ich hinterlassen. Greta, wäre es vergebliches Bemühen, Dich zu bitten, mir zu vergeben?“

„Es gibt andere, welche Dir mehr zu vergeben haben,“ sagte Greta. „Eine von diesen wartet in diesem Augenblick auf Dich. O armes Mädchen, ihr Herz ist gebrochen!“

Hugo blickte zur Erde und Greta zog die Thüre hinter sich zu.

Es war Abend geworden. Ein Wind hatte sich erhoben und rauschte durch die Bäume. Als Hugo die Hütte erreichte, war alles rings umher dunkel. Die rote Glut des Kohlenmeilers warf ihren Schein auf das offene Vorhaus. Dort lag der alte Laird Fischer mit einem Schwarzborstock zu seinen Füßen, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, das Gesicht in seinen Händen begraben. Die schläfrige Glut beleuchtete sein gesenktes weißes Haupt.

Als Hugo in die Küche trat, warf ihm der Alte einen Blick voll Kummer und Verwurf zu.

Ein Schäferhund lag vor dem Feuer ausgestreckt. Die Küche war leer und still, nur das Ticken der Wanduhr und das tiefe Atmen des Hundes waren zu hören. Aber bei dem Geräusch von Hugos zögernden Schritten auf dem harten Erdboden öffnete sich die Thüre des Schlafzimmers und Greta lud ihn zum Eintritt ein.

Neben dem Bett brannte eine Kerze. Vor dem Feuer saß Mercy mit dem Pastor Christian. Ihr Kopf lag auf dem Tisch, der zwischen ihnen stand, das Gesicht hatte sie auf ihre Arme gelegt. Die eine Hand lag offen neben den langen, losen Flechten und die Hand des Vikars hielt sie tröstend umschlungen. Dieser erhob sich, als Hugo eintrat, verbogte sich kalt und verließ das



Die Albrechtsburg in Meissen. Originalzeichnung von Richard Pöttner.



Gute Freunde. Originalzeichnung von J. R. Wehle.

Zimmer. Greta war bereits hinausgegangen und er fand sie in der Küche.

Mercy hob den Kopf auf und blickte Hugo an. Keine Thräne war in ihren müden, roten, geschwellenen Augen und kein Seufzer entstieg ihrer wogenden Brust. Sie stand ruhig auf, ergriff Hugos Hand und führte ihn an das Bett.

„Sieh, wo er ist!“ sagte sie mit einer Stimme voll tiefen Ernstes und hob mit der andern Hand ein Tuch von dem kleinen weißen Gesichtchen auf.

Hugo schauderte. Er sah seine eigenen Züge, wie die Erinnerung aus längst vergangenen Tagen sie wiedergab.

Mercy machte ihre Hand los und bedeckte schweigend ihr Gesicht, aber sie weinte nicht.

„Mein kleines Ralphchen!“ sagte sie klagend. „Wie ruhig ist er jetzt! O, Du solltest ihn aber gesehen haben, als er noch war wie ein glänzender Morgenstrahl! Warum bist Du nicht früher gekommen?“

Hugo blickte stumm herab auf das tote Gesicht des Kindes.

„Es ist besser so!“ flüsterte es in seinem Herzen in diesem Augenblick.

„Jetzt ist alles vorüber!“ sagte Mercy und ihre Hände fielen von ihrem Gesicht herab. „Wir sind bereits bestraft worden!“

„Bestraft?“ sagte Hugo. „Wir?“ Er schwieg einen Augenblick und sagte dann mit leiser, kaum hörbarer Stimme: „Deine Last ist schwer zu tragen, mein armes Mädchen.“

Ihre schlanke Gestalt schwankte ein wenig.

„Ich konnte es nicht länger,“ erwiderte sie.

„Viele haben das vor Dir gesagt,“ sagte er, „aber Gott allein weiß, was wir nicht tragen können, bis wir geprüft sind.“

„Gut, nun ist alles vorüber!“ wiederholte sie teilnahmslos.

Sie sprach von sich selbst, als ob ihre Tage schon zu Ende und vergangen wären, als ob ihr Lebenslauf nur durch die kurze Spanne der kleinen Existenz, welche hier vollendet auf dem Bettchen lag, vorgezeichnet worden wäre. Hugo blickte sie an und die Muskeln seines Gesichtes zuckten. Noch immer waren ihre müden Augen trocken und glanzlos.

„Wie habe ich darum gefleht, mein Ralphchen zu sehen!“ sagte sie. „Ich dachte, sicher hatte Gott es gewollt, daß ich mein Kind niemals sehen sollte. Vielleicht war das meine Strafe für — alles, was vorgefallen! Aber ich betete immer; Du kannst nicht glauben, wie viel ich gebetet habe! Aber das muß ein sündhaftes Gebet gewesen sein!“ Wieder verbarg sie ihr Gesicht in den Händen und rief dann mit unerwarteter Lebhaftigkeit: „Gott höre mein Gebet und erfülle es — aber sich!“ Sie deutete auf das Kind. „Ich sah ihn — ja, ich sah ihn — sterben! Hugo,“ sagte sie mit sanfterer Stimme, „bald werden wir uns für immer trennen. Unser kleines Ralphchen — das Dein und mein war — ruft mich! Ich könnte nicht ohne ihn leben. Gott wird mir das nicht auferlegen. Er hat mich bereits bestraft und er ist barmherzig! Denke nur daran, daß unser Ralphchen im Himmel ist!“

Sie schwieg und biß auf ihre Lippen. Sie atmete schwer, ihr Gesicht wurde totenbleich und plötzlich erzitterte ihre Stimme in Seelenangst.

„Weißt Du, etwas hat mir diesen Augenblick zugeflüstert, daß Gott uns noch nicht genug bestraft habe, daß Ralphchen nicht im Himmel sei und daß die Sünden der Väter — O, mein Liebling, mein Liebling!“

Mit einem schrillen Aufschrei trat sie ans Bett, schlang ihre ausgebreiteten Arme um das Kind und küßte es leidenschaftlich.

Endlich kamen die Thränen und flossen herab auf das stumme, kleine Gesichtchen.

Hugo konnte die Qual nicht länger ertragen.

„Mercy,“ sagte er mit tiefer, zitternder Stimme, „Mercy, wenn hier gesündigt worden, so ist die Sündensculd mein, und wenn es nach diesem Leben eine Vergeltung gibt, so wird die Strafe auch mein sein! Dein kleiner Knabe ist im Himmel, sei dessen sicher!“ Er war zur Thüre gegangen und seine Hand lag auf dem hölzernen Thürgriff. „Du hast richtig gesagt, wir werden uns nicht wiedersehen,“ sagte er mit dumpfer Stimme. „Lebe wohl!“

Mercy erhob ihr thränenvolles Gesicht.

„Gib mir Deine Hand zum Abschied!“ sagte sie in bittendem Tone.

Er stand an der andern Seite des Bettes, ihr gegenüber. Er trat einen Schritt näher und seine Hand umschloß die ihrige. Zwischen ihnen, unter ihren verschlungenen Händen lag das Kind.

„Hugo, die Liebe war uns nicht vergönnt in dieser Welt, das Schicksal hat es nicht gewollt. Aber wir werden uns wiedersehen, nicht wahr?“

Er wandte sich ab.

„Vielleicht,“ erwiderte er.

„Versprich mir,“ sagte sie, „versprich es mir!“

Er atmete schwer.

„Wenn es einen Gott und ein Gericht gibt, so sei versichert, wir werden uns wiedersehen!“ sagte er mit gebrochener Stimme.

Er wandte sich rasch zur Seite und eilte fort aus dem Hause.

Es war jetzt dunkle Nacht, nicht Mond noch Sterne waren zu sehen, schwermütig seufzte der Wind durch die Bäume. Ruweilen hörte man in den Pausen der Windstille das Rauschen ferner Wasserfälle.

Hugo ging mit gesenktem Haupt durch die Dunkelheit. Er war nicht auf dem Weg nach dem Bergwerk, sondern hatte die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Als er das Dorf erreichte, hielt er an beim fliegenden Röß. Lautes Gelächter erschallte aus der Wirtsstube, in welche der Einblick von der Straße her durch rote Vorhänge verhindert wurde.

Er stand an der Thüre, welche in das Schenckzimmer führte. Die Wirtin, welche ihm den Rücken zulehrte, sprach mit deutlich sichtbarer Lebhaftigkeit zu einer Bauernfrau, welche mit einem Krüge in der Hand am Schenktisch ihr gegenüberstand.

„Ihr habt gewiß gehört, Frau, was an diesem Morgen auf der Gyll passierte? Man hat mir Geschichten erzählt, die schrecklich sind. Zwei Brüder, und solch ein Skandal! Zuletzt kam es dazu, daß sie sich schlugen, und man sagt, Master Hugo hätte beinahe den Tod gehabt von dem Schlag, den ihm der große Bursche gab.“

Hugo klopfte stark an die Thüre.

„Sagen Sie Ihrem Mann, ich wünschte ihn zu sprechen,“ sagte er.

Die Wirtin blickte auf, zerknitterte verlegen eine Serviette und erwiderte hastig: „Ja, Herr.“ Dann lief sie geschwind nach der Thüre im Nebenzimmer und öffnete sie.

Eine Woge von Dunst, von schlechten Gerüchen, begleitet von wildem Lärm, kam durch die Oeffnung heraus. „Tom!“ versuchte sie das Geräusch zu überschreien.

Der Wirt erschien.

„Können Sie mir einen Wagen um vier Uhr morgens senden?“ sagte Hugo.

„Nag wohl sein — es ist zwar eine hübsch frühe Stunde,“ sagte der Wirt.

„Ich muß den Fünfuhzug noch erreichen,“ erwiderte Hugo.

„Nach London?“ Er zog die eine Wange in zahlreiche Falten.

„Ich sagte den Fünfuhzug!“ wiederholte Hugo bestimmt. „Können Sie das übernehmen?“

„Ich habe niemals Nein gesagt — es wird drei halbe Kronen kosten.“

Hugo warf ein Goldstück auf den Tisch.

„Senden Sie es pünktlich um halb fünf Uhr!“

„Nach der Gyll?“

„Nein, zur Einfahrt ins Bergwerk.“

Wieder öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers und Ratt stand auf der Schwelle. Die schläfrigen Augen des Stallknechts erwachten zu einem schlauen Seitenblick. Dann verschwand sein dreistes Gesicht und man hörte deutlich ein dünnes Richern durch den Lärm im Innern. Im nächsten Augenblick wurde die Thüre weit aufgerissen und Drayton kam schwerfällig heraus. Sein Haar fiel ihm über die Stirne, von welcher der Hut nach hinten geschoben war. Er hatte eine Cigarre zwischen den Zähnen und seine Fingerspitzen staken in seiner Westentasche.

„Komm herein, ich habe Dir etwas zu zeigen,“ sagte er.

Hugo rührte sich nicht, aber er wandte den Kopf und blickte in das Zimmer hinein. Ein halbes Duzend zweifelhafter Gestalten aus dem Abschäum des Thales saßen darin inmitten dichter Rauchwolken. Auf dem hölzernen Raminfuss über der weiten Feueröffnung stand ein großes Buch offen und die Blätter bewegten sich in dem Luftzug, welcher durch die Thüre strömte.

„Ich habe nicht vergessen, was Du vor einiger Zeit über das Buch des Pastors sagtest. Hier ist es; ich glaube, es ist ein verdammt wertvolles Ding,“ sagte Drayton. „Du dachtest, mich damit schrecken zu können, aber, Gott segne Deine Seele, ich habe meine Freude daran, wirklich; höre einmal zu!“

Drayton kehrte in das Zimmer zurück, wandte die Blätter um und begann in frechem Tone zu lesen:

„Den 18. November 1847. Thomas sagte, Allan sei frisch aus Schottland gekommen, ein geborener Schotte. Seine Frau sei eine Irin, und sie hatten ein Kind Namens Paul, nur einige Monate alt, das noch nicht gehen könne.“

Es war das Tagebuch des Vikars.

„Das ist sehr gut, Master Hugo Ritsen, nicht wahr?“ sagte Drayton mit einer ungeschickten Verbeugung und einem großen Aufwand von spöttischer Höflichkeit, welchem ein Seitenblick auf seine Genossen folgte.

Hugo behielt eine abwehrende Haltung und sagte nur:

„Woher hast Du es bekommen?“

Auf diese Frage antworteten die Männer an den Tischen mit Richern und Gemurmel. Hugos Augen flogen mit einem stahlblanken Blick über dieselben hin.

„Wahrscheinlich gestohlen,“ sagte er ruhig.

„Ja,“ sagte Drayton, „und es war obendrein ein netter Spaß. Ratt hatte den Pfaffen weggeleckt, während ich es entlehnte.“

Drayton schien stolz auf seinen Anteil bei diesem Streich zu sein und seine Freunde lachten laut über die

Geschicklichkeit, mit der er ihn ausgeführt hatte. Ratts schläfrige Augen glänzten unnatürlich hell in diesem großen Augenblick.

Hugos Stirne zog sich zornig zusammen.

„Ist das eure Dankbarkeit gegen den Geistlichen?“ sagte er.

Spöttisches Richern und Pfeifen ertönte in der Tafelrunde.

„Es ist kein Mann unter euch, der nicht dem Pastor Dank schuldig wäre!“ sagte Hugo streng und wandte sich scharf einem Graubart zu, dessen Gelächter nicht aufhören wollte.

„Andreas, wer pflegte Euer krankes Weib? — John Brudfort,“ rief er dem Hufschmied zu, „wie war's mit Eurem Kind, als es im Fieber lag?“

Sein rascher Blick durchlief das Zimmer und mehr als einer der nutzwilligen Burschen hätte gern sein Gesicht versteckt.

„Und jetzt lacht ihr, ihr braven Bursche, die ihr seid, während in das Haus des guten Mannes ein Dieb einbrach.“

Drayton schritt rasch auf ihn zu.

„Nimm das zurück und sofort!“ schrie er.

„Ich bin nicht hier, um mich zu zanken,“ entgegnete Hugo ruhig, wandte sich um und war im nächsten Augenblick auf der Straße.

Drayton folgte ihm mit schallendem Gelächter hinaus. Hugo trat rasch einen Schritt zurück und schloß die Thüre. Dann wandte er sich zu Drayton, dessen zorniges Gesicht durch den ungewissen roten Lichtschein beleuchtet war, welcher durch die Fenster drang.

„Du hast mich zu quälen versucht, gerade so, wie Du einen Hund beim Schweife aufhängen oder einer Ratte die Zähne ausreißen würdest. Du hast einem guten und edlen Weib mit noch Schlimmerem gedroht. Du bist ein Schurke und Du weißt es! Aber selbst Du würdest zögern, wenn Du gewiß wüßtest, wer oder was Du bist. Ich will es Dir noch einmal sagen, jetzt, wo wir allein sind und ich kein persönliches Interesse mehr daran habe! Du bist der Mann, dessen Namen ich Dir gab, Paul Lother, der Sohn von Robert Lother, und jene, die Frau meines Bruders, welche Du aus Gewinnsucht zwingen wolltest, unter demselben Dach mit Dir zu leben, ist Deine eigene Schwester.“

Das laute, höhnische Gelächter Draytons übertönte das Stöhnen des Windes in den Bäumen. Seine Genossen im Innern hörten es und horchten.

„Es ist eine prächtige alte Geschichte das! Lasse einmal sehen, ich glaube, Du hast sie mir schon früher erzählt.“

„Damals war es gelogen, jetzt ist es lautere Wahrheit,“ sagte Hugo.

Wieder lachte Drayton auf.

„Und damals wurde sie geglaubt, jetzt aber nicht. Nein, nein, Master Hugo, damit ist's nichts!“

„Wir werden sehen.“

Hugo hatte sich abgewendet und ging.

Drayton kehrte zurück zu seinen Freunden.

Hugo ging durch die Dunkelheit nach der Einfahrt in den Schacht hin. Gegen Süden hin leuchtete die Glut des Schmelzofens und warf ein ungewisses Licht auf die steilen Abhänge des Hügels. Das dumpfe Geräusch der Maschinen, das Klirren der großen Ketten und das scharfe Rasseln der Schlacken, welche den Abhang hinabgeworfen wurden, waren die einzigen Laute, welche durch das Brausen des Windes zu hören waren.

Habakuk Dgle stand an der Einfahrt in den Schacht.

„Dgle,“ sagte Hugo, „wie viele von den Leuten sind heute unten?“

„Alle, bis auf zwei, der alte Reuben und Jim.“

„So haben sie sich also entschlossen, weiter zu arbeiten?“

„Nun ja, noch vierzehn Tage — sie hoffen ihren Lohn noch früher zu erhalten, wenn es Gott gefällt.“

„Sie sollen nicht getäuscht werden!“

Hugo wandte sich ab.

Dgle karrte seinen leichten Schubkarren voll nach dem Abhang, dort hielt er an und sagte zu sich selbst: „Er nimmt die Sache kühl genug.“

Aber die äußerliche Ruhe verschwand, als Hugo sein eigenes Zimmer betreten hatte. Er badete seine heiße Stirne wieder und wieder. Seine Finger zuckten in nervöser Unruhe und er hielt seine heißen Hände mehrere Minuten lang in kaltes Wasser bis über die Handgelenke eingetaucht. Er konnte nicht lange auf einer Stelle sitzen, ging wieder unruhig im Zimmer hin und her, legte sich auf einen Diwan, warf sich von einer Seite zur andern, stand wieder auf und begann wieder unruhig hin und her zu gehen. So verging eine Stunde.

Alle Ereignisse des Tages kamen ihm ins Gedächtnis zurück, und dann drängten sich die Vorfälle der zwei Jahre seit seines Vaters Tod, einer nach dem andern, und jedes einzelne Bild aus der Vergangenheit hatte seine besonderen abschreckenden Seiten. Die Reue nagte an seinem Herzen, er suchte sich selbst zu entfliehen. Anfangs hatte er nur in der Verteidigung seiner klaren geistlichen Rechte gehandelt, und wenn er weiter gegangen war — wenn er mehr gethan hatte, ohne daß er wagte, darüber nachzudenken, bis es gethan war, — so war es die Liebe, die

ihn irregeleitet hatte. War es etwas so Verwerfliches, sein Recht zu verteidigen, war es ein Verbrechen, zu lieben?

Aber noch lauter als die Qualen des Gewissens, als die Pein der Reue, als die Stimme der Liebe, schrie der Durst nach Rache in seinem Herzen. Jener Mann, früher sein Werkzeug, jetzt sein Gebieter, Paul Lother, mußte zu Grunde gerichtet werden und sein falscher, treuloser Verräter mit ihm. Aber wie? Es gab nur einen Weg — die Selbstanklage! Ja, das war der einzige Ausweg für sein beleidigtes und zerrüttetes Gemüt. Er mußte vor die Behörde treten und sagen: „Ich habe falsch geschworen, ich habe durch Meineid meinen Bruder um seine Freiheit gebracht. Der Mann, welcher als Paul Drayton verurteilt wurde, ist Paul Ritson. — Dessen bin ich schuldig!“

Dadurch wird er diesen gemeinen Schurken in den Staub werfen, aber um welchen Preis? Die Sträflingskleidung, welche sein Bruder jetzt trug, mußte dann bald auch er tragen, und welchen Trost könnte es ihm dann gewähren, daß auch der Betrüger dieselbe Kleidung trug? Wozu aber von Trost sprechen in einer Sache wie diese? Welche Wahl war ihm geblieben? In welcher Himmelsrichtung gab es noch einen Lichtstrahl für ihn? Er wanderte der tiefen Nacht entgegen und der Tag seines Lebens war dem Erlöschen nahe.

Wie aber, wenn er den Sachen einfach den Lauf ließ? Nun, dann war er ein beschimpfter und ruinierter Mann! Er war von seines Vaters Haus vertrieben und mußte mit ansehen, wie ein Fremder daselbst hauste! Konnte irgend etwas noch bitterer sein? — Bitter! — Ja, es war tausendmal bitterer darum, weil er selbst in seinen verbrecherischen Anschlüssen den Schurken dahin gesetzt hatte, wo er nun herrschte.

Nein, nein, nein! Paul Lother mußte in den Staub geworfen werden, und wenn auch mit ihm ein besserer Mann zu Grunde ging. Ja! Ein besserer Mann, mochte die Welt sagen, was sie wollte.

War es möglich, daß man ihm nicht glauben würde? Daß, wenn er sagte: „Ergreift mich, ich bin ein Meineidiger,“ man ihm antworten würde: „Deine Selbstanklage entspringt nur aus Rachsucht, ist ein wahnsinniger Versuch, den Verwandten, der Dich aus seinem Haus getrieben hat, zu schädigen.“

Hugo lachte laut auf bei dem Gedanken an die grimme Ironie einer solchen Situation. Ein Mann, der sich selbst anklagt und durch die Verteidigung seines Feindes von der Strafe gerettet würde!

Es wurde an seine Thüre geklopft. In seiner Betäubung bemerkte er nicht sogleich, was das Klopfen bedeutete. Endlich aber erinnerte er sich und rief: „H herein!“

Habakuk Ogile trat ein.

„Die Leute von der Mitternachtschicht sind eben im Begriff einzufahren und verlangen, noch einige Stühballen mitzunehmen. Sie sagen, das Balkenwerk unten zerfällt wie Zündhölzer unter der Sandschicht.“

Hugo begriff mit Mühe die Bedeutung von Ogiles Meldung.

„Sagt ihnen, sie sollen die Stühballen mitnehmen,“ erwiderte er leise.

Ogile war im Begriff zu gehen, zögerte aber noch.

„Ich glaube, Sie haben noch nicht die letzte Neuigkeit vom alten Matthias gehört,“ sagte er mit veränderter Stimme.

„Was ist es, Ogile?“ fragte Hugo, den Kopf über den Tisch gebeugt.

„Robbis Weib war draußen und sagte, Mercys kleines Kind sei gestorben.“

Hugos Blick war zur Erde gerichtet.

„Ist das das Neueste?“ sagte er.

„Nein, es kommt noch schlimmer. Das Mädchen riß selbst die Binde von seinen Augen ab und ist jetzt ganz erblindet und für immer!“

Hugos Kopf neigte sich noch tiefer über den Tisch.

„Gute Nacht, Ogile,“ sagte er.

Habakuk verließ das Zimmer, indem er vor sich hin murmelte: „Ein merkwürdig kaltsblütiger Mensch!“

In dem Augenblick, als die Thüre sich schloß, begann Hugo wieder sein rastloses Wandern. Was hatte er zu thun beabsichtigt? Er wollte sich der Gerechtigkeit als Meineidiger überliefern? Hatte er denn sonst keine Pflicht mehr im Leben, daß er durchaus seine Rache durch eine Art von Selbstmord von lebendigem Tod stillen mußte? Was sollte aus dem Mädchen werden, das für ihn gelitten hatte, und aus ihrem gebrochenen Herzen und ihrer elenden Heimat? War das nichts gegenüber der Demütigung eines stolzen Geistes?

Keinen Augenblick, auch nicht in seiner bittersten Aufregung, suchte Hugo sich selbst vorzulügen, daß der Entschluß, den er gefaßt hatte, aus Gewissensbissen wegen seines Unrechts gegen Paul entspringen sei und nicht aus Rachedurst gegen das, was er von Paul Drayton auszuhalten hatte. Ein Heiliger sein zu wollen im Augenblick der Schwäche, vorzugeben, der Stimme des Gewissens zu folgen im Augenblick der Niederlage, wo seine bösen Pläne zu schanden geworden — das war gut für den schwachen Götzen der Menschheit, solche Heuchelei war ihm nicht eigen.

Auf der einen Seite die Rache, auf der andern die

Pflicht, für welche sollte er sich entscheiden? Er konnte zu keinem Entschluß kommen, und als die Zeiger seiner Uhr auf ein Uhr deuteten, legte er sich auf den Divan nieder, um zu ruhen.

Nicht nach Schlaf verlangte er, denn in letzter Zeit war dieser zum Schrecken für ihn geworden. Aber dennoch überfiel ihn der Schlaf. Sein Gesicht trug den Ausdruck tiefen Seelenschmerzes und seine Träume waren die verzerrten Spiegelbilder seiner Gedanken im Wachen. Er träumte, daß er in der Kindheit gestorben sei. Ruhig, heiter und friedlich blickte sein unschuldiges Kindergesicht von dem weißen Kissen empor. Er sah, wie seine Mutter über ihn gebeugt war und heiße Thränen vergoß, er selbst aber gehörte einer andern Welt an und blickte auf beide herab.

„Es ist besser so, und die Thränen, die sie weint, sind gesegnet.“

Darauf erwachte er und stand auf. „Was für gefühlvollen Unsinns hatten doch die Menschen vom Schlaf gesagt? Der Schlaf sei süß und willkommen von Vol zu Vol. Süß! Er ist tyrannischer als der Tod.“

Sein melancholisches Umhergehen endigte und er legte sich nochmals nieder. Er schloß ein und träumte wieder. Diesemal hatte er seinen eigenen Bruder getötet. Einen Augenblick vorher hatten sie sich Auge in Auge gegenüber gestanden — kraftvoll, in heftigem Zorn mit funkelnden Augen. Jetzt lag sein Bruder schauerlich still zu seinen Füßen und durch die tiefe Stille klang eine Stimme, die vom Himmel rief: „Ein Flüchtlings und ein Ausgestoßener sollst du sein auf Erden!“

Vom Schrecken aufgeschreckt, sprang er auf. „Gnade!“ rief er und blickte schwer atmend um sich.

„Es war nur ein Traum — wieder ein Traum,“ sagte er zu sich selbst und lachte durch seine fest zusammengeklammerten Zähne. Die Lampe brannte noch immer auf dem Tisch, er stand auf, nahm einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete einen kleinen Schrank und nahm eine kleine Flasche heraus. Sie enthielt ein Opiat. „Wenn ich einmal schlafen muß, so soll mein Schlaf wenigstens traumlos sein,“ sagte er und goß einige Tropfen davon in ein Glas. Als er es an die Lippen hob, erblickte er sein Gesicht im Spiegel. „Klätzel, klätzel, ein bloßer Traum bringt mich in solches Entsetzen! Wirklich klätzel! Und so muß ich mich vor mir selbst hinter einem Vollwerk wie dieses verbergen.“ Er hielt das Glas gegen das Licht und lachte, während seine Hand zitterte. Dann trank er es aus, löschte das Licht aus und legte sich auf den Divan.

Die Morgendämmerung rötete den Himmel und die ersten Strahlen des erwachenden Tages kamen durch das Fenster herein, während das gelbe Licht der Lampe erlosch. Hugo sah in dem grauen Dämmerlicht, die Kniee unter sein Kinn geschoben, die Arme über der Brust gefaltet, den Kopf tief herabgebeugt. Leise sang er ein altes Lied, dann erlosch seine Stimme, seine Augen schlossen sich und sein Kopf fiel zurück. Er war eingeschlafen und träumte wieder, aber war es eine Vision und kein Traum, was ihm jetzt vorschwebte? Er stand in einem Zimmer, welches er schon früher gesehen hatte. Auf dem Bett lag etwas Weißes, es war ein Kind, dessen junge Seele entflohen war. Daneben saß ein junges Weib gebückt und schluchzte: „Schuldig, schuldig!“ Ihre Augen waren auf das Kind gerichtet, aber sie sah nichts. Die lichtlosen Augäpfel waren erstorben, aber mit ihrem Herzen sah sie das Kind und sie sah auch ihn, als er eintrat. Dann schien es, daß sie ihr blindes Gesicht nach ihm wandte und ihn beim Namen rief. Im nächsten Augenblick war sie verschwunden, ihr Sitz war leer, das Bett war auch leer, nur ein graubärtiger Mann saß an dem kalten Kamin. Hugo fühlte sich von einem übermächtigen Gewicht niedergedrückt, es schien ihm, daß er, seinen Kopf aufwerfend, wieder seinen Namen hörte.

Er sprang auf. Große, kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirne. „Mercy ist tot!“ flüsterte er schauernd. „Sie ist dahingegangen, um mich anzuklagen, jetzt ist sie in Gottes Hand.“

Im nächsten Augenblick rief eine Stimme: „Herr Ritson!“

Er horchte mit starrer Miene, und die graue Dämmerung beleuchtete sein verzerrtes Gesicht.

„Herr Ritson!“ klang es wieder, dann folgte das Klopfen eines Peitschenstiemes gegen die Thüre.

„Es ist Tom, der Wirt,“ sagte Hugo und brach in ein rauhes Gelächter aus. „Also das war mein Engel — Tom!“

Wieder folgte ein heiseres Gelächter. Der Wirt, welcher draußen auf dem Kutschbock saß, hörte es und dachte bei sich selbst: „Es ist jemand bei ihm.“

Hugo tauchte seinen Kopf in das Waschgefäß und rieb sich mit einem rauhen Handtuch ab. „Mein letzter Schlaf ist vorüber,“ sagte er, indem er mit erschreckten Blicken seitwärts nach dem Divan sah. „Ich werde das ausführen, was ich thun muß, aber keinen Schlaf mehr und keine Träume!“

Er öffnete die Thüre, warf eine Decke hinaus zu dem Wirt, legte einen Mantel um und stieg ein. Sie fuhren in raschem Trabe davon. Eine frostige Morgenluft wehte durch das Thal, die Sonne erhob sich strahlend über dem

Kahenglockenfelsen. Aber Hugo war zu Mute, als ob er der tiefsten Nacht entgegenfahre. Er saß mit verschlungenen Armen da, sein Kopf hing auf die Brust herab.

„Haben Sie gehört, was diesen Morgen bei dem alten Fischer geschah?“ fragte der Wirt.

Hugo antwortete mit leiser Stimme:

„Ich habe nichts gehört.“

„Das Mädchen folgte ihrem Kind ganz plötzlich. Sie ist dahin! Vor etwa einer halben Stunde ist sie gestorben. Ich hörte es vom Vikar, als ich vorbeifuhr.“

Hugos Haupt sank noch tiefer herab.

An demselben Tage um zwei Uhr kam Hugo Ritson in Euston an. Er nahm einen Wagen und fuhr nach dem Justizgebäude. Dort fragte er nach dem Staatssekretär und erklärte, nachdem er vorgelassen worden, sein Vorhaben in wenigen Worten, welche erst mit einem leichten Lächeln der Ungläubigkeit angehört wurden.

Bald aber nahm sein Gesicht einen andern Ausdruck an als den des Mißtrauens in die Zurechnungsfähigkeit des Sprechers oder der Geringschätzung für dessen Sentimentalität.

„Würden Sie nicht besser thun, noch einmal darüber zu schlafen und mich dann am nächsten Morgen nochmals zu besuchen?“ sagte er mit mehr Achtung, als er vorher gezeigt hatte. „Sind Sie dann immer noch derselben Meinung, so werde ich nach dem öffentlichen Anwalt senden.“

Hugo verbeugte sich zustimmend.

„Und kann ich den Passierschein für das Gefängnis in Portland erhalten?“ sagte er.

„Wahrscheinlich.“

Am Abend machte Hugo einen Besuch im Westminster-Kloster Saint Margaret. Es war schon spät, als er eintrat, und als er nach einer halben Stunde wieder herauskam, waren die Straßenlampen schon angezündet. Das Licht fiel auf das Gesicht der Laienschwester, welche ihm die Thüre öffnete. Sie trug ein graues Kleid, aber weder Schleier noch Stapulier, und unter dem leinenen Band, welches ihr Haar bedeckte, erblickte man ihre Augen, welche rot und geschwollen waren.

Hugo rief einen Wagen an und fuhr nach Hendon. Die Wirtstube des Falken war voll von Fuhrleuten, Straßenarbeitern, Kohlenbrennern und Feldarbeitern, welche tranken und sich geräuschvoll unterhielten. Aber trotz dieses Anscheins von Frequenz hatte das ganze Anwesen ein bankrotttes Aussehen. Jabez, der Barsche, stand hinter dem Schenkisch. Frau Drayton saß strickend in dem Zimmer, wo einst Mercy mit den Nachbarskindern gespielt hatte. Bei Hugos Eintritt fuhr die alte Frau zusammen.

„Ach, du mein Himmel — Herr, sollte man glauben, daß Sie es sind! Ich bin so ängstlich geworden, ich muß sagen, ich schauere und zittere vor einem Nichts und ich bin zu nichts mehr gut in der Welt, seit mein eigenes Fleisch und Blut sezugagen mich verleugnet hat.“

„Meinen Sie beim Verhör?“ fragte Hugo.

„Das Verhör, Herr!“ sagte die Wittin mit verstörtem Blick, wobei das Klirren ihrer Nadeln aufhörte. „Mein Paul war nicht da, sondern in Cumberland, Herr, und Sie haben selbst gehört, was er von mir ausagte.“ — sie fuhr mit einem Zipfel ihrer Schürze über die Augen — „über mich, die ihn so zärtlich auferzogen hatte. Nun, ich habe die Geduld verloren,“ sagte sie, sich fassend, „und es geschieht ihm recht. Jetzt lasse ich das Haus und die Dinge gehen, wie sie wollen, ich vertraue der Vorsehung. Und dieser Jabez ist nicht besser als ein kleines Kind beim Geschäft.“

Als Hugo sich zum Gehen wandte, stieg die Aufregung der Wittin noch höher. Sie hatte das Strickzeug weggelegt und arbeitete in nervöser Aufregung an ihrer Haube und an ihrer Schürze.

„Hören Sie mich an,“ sagte Hugo, „heute ist Freitag und nächsten Montag gehen Sie in das Kloster, wo Sie die Mutter Pauls gesehen haben. Fragen Sie nach Schwester Grace — können Sie behalten? — Schwester Grace! Sie wird Ihnen alles erzählen.“

Es war nahe an elf Uhr, als Hugo zur Stadt zurückkam. Seine Empfindungen befanden sich in einer ungewöhnlichen Spannung. Er ging die Krundelstraße hinab bis zum Ufer.

Hier auf dem menschenleeren Platz, auf dessen Steinen seine Schritte widerhallten, war die Luft frei. Er nahm den Hut ab, der leichte Westwind spielte in seinem Haar und um seine Schläfen. Kein Stern glänzte am Himmel; der Fluß, der da unten dahinflutete, lag in tiefem Dunkel.

Er hatte gehört, daß die Themse an jedem Tag des Jahres ein Opfer als Tribut des Todes forderte, — er lehnte sich über die Granitmauer und fragte in Gedanken, ob der alte Fluß für den Tag, der jetzt beinahe abgelaufen war, seinen Zoll bereits erhalten habe?

(Fortsetzung folgt.)

Aus Natur und Leben.

Eine Besteigung des Giffelturmes.

Eine Besteigung des Giffelturmes beschreibt Hugues De Roux in einer durch ihre Unmittelbarkeit besonders anziehenden Weise: Acht Uhr morgens. Beim Erwachen war meine erste Sorge, zum Fenster zu gehen und nachzusehen, was es für Wetter gibt.

Vergewissung über Vergewissung! Es weht ein kalter Wind, der Himmel ist mit Wolken bedeckt. Dennoch ist es unmöglich, unsere Partie auf einen günstigeren Tag zu verschieben. Herr Giffel hat mir in liebenswürdiger Weise ein Rendezvous für zwei Uhr gegeben. Wir sollten uns am Fuße des Turmes treffen.

Ein Uhr mittags. Ehe ich mich in den Wagen setzte, befragte ich den Kutscher über die wahrscheinlichen Temperaturveränderungen. Man weiß in der Regel nicht, daß die Fialerkutscher auch erstaunliche Wetterprognostiker sind. Die Ansicht meines Kutschers war keine beruhigende. „Der Wind weht von

Nordost,“ antwortete er mir, „und die Wolken werden sich nicht zerteilen.“

Zwei Uhr nachmittags. Herr Giffel erwartet uns in dem kleinen Hause, welches man am linken Eingange der Stiege errichtet hat. Wir sind insgesamt ungefähr vierzehn Touristen, dann einige Damen, welche nicht höher zu steigen gejonnen sind, als bis zur zweiten Etage. Vier oder fünf Personen, welche den Aufstieg bereits gemacht haben, binden sich die Hüte mit Schnüren fest.

Zwei Uhr dreißig Minuten. Im Gänsemarsch, von Herrn



Hof des Bargellopalastes in Florenz. Originalzeichnung von J. W. Frey. (S. 569.)

Giffel und dem Führer geleitet, treten wir in den rechten Pfeiler, wo sich eine der Stiegen befindet. Die dreihundertundfünfzig Stufen, welche zur ersten Plattform führen (achtundfünfzig Meter über dem Erdboden), sind leicht zu überschreiten. Diese Stiege ist für die feste Benützung des großen Publikums berechnet. Herr Giffel riet mir, seinen Gang nachzuahmen. Er steigt langsam hinauf, den rechten Arm an die Rampe gelehnt. Er balanciert den Körper von einer Hüfte zur andern.

Drei Uhr zehn Minuten. Der erste Anblick dieses weiten Gesichtskreises ist frappierend. Vier Pavillons erheben sich in diesem Raume, von welchen aus man eine wunderbare Aussicht

auf Paris hat. Die vier Pavillons sind: eine vlämische Restauration, eine russische, eine englisch-amerikanische Trinkhalle, ein Wirtshaus aus der Zeit Ludwigs XIV. Die große Terrasse ist im Grunde, fünfthalbtausend Menschen zu fassen. Von dieser Etage aus gesehen, besitzt Paris bereits die Unbeweglichkeit eines Panoramas. Das Leben und die Bewegung haben aufgehört. Die Silhouetten der Spaziergänger und Fialer haben in den Gassen die Gestalt kleiner schwarzer Tintenflecke. Nur die Seine ist von den Schiffen belebt, welche über ihre limonadefarbige Oberfläche dahingleiten.

Drei Uhr fünfundzwanzig Minuten. Wir lassen hier einen

Teil unserer Begleiter zurück, um den weiteren Aufstieg über eine kleine Stiege zu machen, welche für das große Publikum verschlossen ist. Sie läuft parallel mit dem vertikalen Aufstieg. Um dem Schwindel bei dieser kreisförmigen Bewegung zu entgehen, bleibt man bei den verschiedenen Aussichtspunkten stehen und man macht die überraschende Wahrnehmung, daß bei jedem höheren Punkte der Horizont immer rapider steigt.

Drei Uhr fünfundvierzig Minuten. Plötzlich endet die Stiege. Wir haben die Etage von hundertundzwanzig Meter erreicht. Die Plattform hat die Gestalt einer Schiffsbrücke und gestattet den freiesten Ausblick auf die Landschaft. Die grünen Dächer

ZUR SPRACHE DER ARME.

Skizze
von A. v. Fischern.



Letzt c'est moi



Ach, bin ich heute faul?



Was ist da zu machen?



Uh, is das langweilig?



Mein Fräulein darf ich es wagen: Arm und Geleit



Sehr schwer



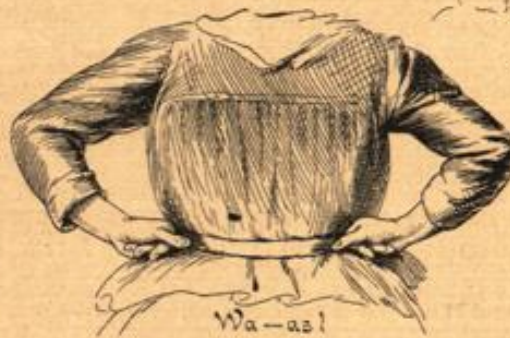
Was ist gefällig?



Na! sieh' mal an?



Hu! die Kälte.



Wa-as!



Platz gemacht!



Nur her!



Ich kann's abwarten.



S'ist zum Verzweifeln!



Da soll doch aber auch gleich!



Du! höre!



Komm an mein Herz!



Bleib mir nur damit vom Leibe.



Ah!



Geschwind - geschwind!



Nee! ich schäm' mich.

der Maschinenhalle und der beiden Palais und die sich erheben den Dome erscheinen wie Inseln in dem weiten Meere dieses ausgebreiteten Terrains.

Vier Uhr zehn Minuten. Ein heftiger Wind macht sich fühlbar. Wir steigen weiter hinauf. Als wir auf der Plattform von 200 Meter anlangten, hatte ich das Gefühl, als ob meine Beine versagten. War es der Schwindel? Nein. Es war die Müdigkeit, der heftige wehende Wind und jene von den Aeronauten gefannte Impression, welche die unendliche Fernsicht ausübt.

In dieser Höhe tritt man in der That in den unendlichen Raum ein. Die vier Pfeiler des Turmes vereinigen sich hier und geben dieser Plattform die Gestalt des Schiffes eines Luftballons. Die Luft, das Licht — sie dringen aus den vier Kardinalpunkten auf uns ein, und zum erstenmal hat man das Gefühl der vollständigen Isolirtheit. Von dieser Höhe aus bietet Paris den Anblick eines Spielzeugs, mit welchem ein Riesenkind aus grünem Teppich spielt.

Fünf Uhr. Ein Teil der bis zu dieser Höhe Gekommenen stieg ermüdet wieder herunter. Nur vier blieben wir zurück: Herr Giffel, Herr Richard, der meteorologische Apparat konstruirt und im vorigen Jahre in drei Tagen den Montblanc bestiegen hatte, dann der Führer und ich. Ich habe wohl den Montblanc nicht bestiegen, aber schon diese Exkursion schien mir ziemlich aufregend zu sein. Wir erreichten endlich die Plattform von 275 Meter. Hier herrscht zuweilen, wie Herr Richard einmal konstatierte, eine Windgeschwindigkeit von 11,10 Meter in der Sekunde. Diesmal betrug sie nur 5,6 Meter und das war genügend, um fast atemlos zu werden. Ich mußte mich fest fügen, um nicht von Schwindel erfasst zu werden, als ich in die Tiefe blickte.

„Lassen Sie los!“ schrie mir Herr Giffel zu. „Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß es ein Prinzip ist, sich nicht anzulehnen, wenn man aus solcher Höhe hinabblickt.“

Ich gehorchte, aber ich hatte Mühe, mich auf den Füßen aufrecht zu halten. Es that mir wohl, vom Rande des Turmes entfernt, die vielen Hügel zu betrachten, welche Paris wie ein Gürtel umgeben.

Eisenbein.

Einem interessanten Aufsatze über die London- und Katharine-Docks in der „Pharm. Jg.“ sind folgende Mittheilungen über Eisenbein entnommen: Das Eisenbein ist einer der interessantesten Artikel der ganzen Docks. Während die Drogenauktionen zum Beispiel alle vierzehn Tage stattfinden, gibt es nur vier Eisenbeinauktionen im ganzen Jahr, und das ist auch der Grund, daß nach einer Auktion der oft überflüssige Raum zum Aufbewahren der Gewürze verwendet wird. Es finden sich Zähne bis 160 Pfund schwer vor, welche mit die größten Hauer sind. Der Wert eines guten großen Zahnes ist oft 1200 bis 1500 Mark. Ganz deutlich läßt sich das oft- und westafrikanische Eisenbein unterscheiden; während das letztgenannte eine bräunliche, dunkelgelblichgelbe Außenfläche hat, ist das ostafrikanische heller auf der Außenseite und auch als das bessere geschätzt. Von Sansibar findet sich vieles Eisenbein vor, das in Afrika selbst schon einmal zu irgend einem Zwecke gedient hat, bald zu Keulen, als Waffen bearbeitet, bald zu Hebeln und Pfosten. Auch vollständig ausgearbeitete Pistole finden sich, die zum Zerleinern von Pflanzen gedient haben mögen, sei es zur Vereitung von Mehl oder zum Anstoßen einer Masse zum todtbringenden Pfeilgift. Alle diese Stücke tragen den eingestempelten Stempel der Regierung in Sansibar, daneben aber sind Schriftzeichen Eingeborener zu sehen, die eingetragt und oft in ganzen Reihen die Knochen bedecken. Aber auch aus dem Sudan findet sich Eisenbein vor, das aber, wie das ägyptische, das brüchigste und geringwertigste ist. Besonders schön ausgefacht ist das indische Eisenbein, das jedoch meist nur in kürzeren Stücken importirt wird; die Spitzen der Zähne, die vielfach zu Billardbällen Verwendung finden, und die Wurzel des Zahnes, soweit der Zahn geböhlt ist, die hier zu Klaviertasten und kleineren Gegenständen benützt wird, während der mittlere, solide Teil des Zahnes fehlt und in Indien verarbeitet wird. Vor zehn Jahren kam viel Mammutelkenbein aus Sibirien, jetzt hat die Einfuhr fast gänzlich nachgelassen, da es wenig geschätzt ist und nur die Hälfte der anderen Eisenbeinsorten wert ist. Ganz ähnlich wie Eisenbein werden die Zähne des Fluhpferdes verarbeitet und gut bezahlt. Die Zähne sind wie gebogene Hörner, denen die Spitzen schief abgehackt sind. Auch die Hauer von Wildschweinen werden aus Indien importirt, und als eine Spezialität die Tibia der Giraffe, die einen 3 Fuß langen, ganz geraden Knochen bildet und wegen dieser Länge für einzelne Gegenstände besonders geeignet ist.

Ueber Kellertemperatur.

Ein tiefer Keller scheint uns im Sommer kalt, im Winter warm zu sein, und doch ist dort die Temperatur das ganze Jahr hindurch nahezu konstant. Schon 1671 hatte Cassini bemerkt, daß die Temperatur der Keller des Observatoriums zu Paris während des ganzen Jahres sich nicht ändert. Sein Urenkel, Graf Jean Cassini, stellte dort im Jahre 1783 gemeinschaftlich mit Lavoisier einen sehr empfindlichen Apparat auf. Auf dem Boden des Kellers, in einer Tiefe von 27,6 Meter, erhebt sich ein massiver Steinblock von 1,3 Meter Höhe, auf welchem ein mit feinem Sande gefülltes Glasgefäß steht; in diesem Sande steckt die Kugel eines Thermometers, dessen Teilung auf Glas geätzt ist. Das Thermometer ist von Lavoisier selbst konstruirt und mit wohl gereinigtem Quecksilber gefüllt; seine Kugel hat 7 Centimeter im Durchmesser, die Röhre ist so fein, daß 1 Grad eine Länge von ungefähr 95 Millimeter einnimmt, daß also 1 Hundertstelgrad noch fast eine Länge von 1 Millimeter hat, man kann noch die Hälfte von 1 Hundertstelgrad ablesen. Das Thermometer, welches nur bis auf 16 Grad geht, zeigt eine konstante Temperatur von 11,82 Grad Celsius. Seit einem Jahrhundert hat sie sich nicht geändert.



Aus allen Gebieten.

Das Aufrichten gestürzter Pferde.

Ueber das Aufrichten gestürzter Pferde unerfahrenen Knechten Anweisung zu geben, ist nicht ohne Belang. Ist es einem gestürzten Pferde nicht möglich, allein aufzuspringen, — es gibt aber auch Pferde, die aus Schreck über ihren Sturz ruhig liegen bleiben — so müssen derartige Tiere unterstützt werden. Das Aufstehen der Vollblüter ist ganz verschieden von dem der Spalthüser. Eine Kuh beispielsweise richtet ihr Hinterteil zuerst in die Höhe, und wenn sie mit diesem vollständig steht, kniet sie noch und hebt sich nacheinander von den Knien auf — ganz anders das Pferd. Dieses streckt die Vorderextremität vorwärts und richtet seine Vorderhand (Kopf, Hals und Widerrist) so auf, daß sie auf dem Brustbein liegt. Hat es sich in dieser Weise zurechtgelegt, so schnell es in die Höhe. Der Natur dieses Aufrichtens muß also bei der Unterstützung durch Menschenhand Rechnung getragen werden, denn wollte man eine Kuh so heben wie ein Pferd, so würde es ihr schwer, vielleicht unmöglich werden, Fuß zu fassen, statt einer Hilfe würde eine Quälerei Platz greifen. Dem gestürzten Pferde, das frei von Deichsel und Strang sein muß, sind zunächst die Vorderextremität zum Aufspringen zurecht zu legen, sollten diese unter der Brust liegen, hervorzuziehen. Zu diesem Zwecke wird es mit der Vorderhand so gehoben oder seitwärts gedrückt, daß es auf dem Brustbein ruht. Ein Mann stellt sich einige Schritte vor daselbe und faßt mit der linken Hand den rechten, mit der rechten Hand den linken Trensenzügel lang und straff und gibt damit hebbende Anzüge. Gleichzeitig wird es am Schweif gehoben und zum Aufstehen animirt. Ist der Boden glatt, so ist derselbe vorher mit Sand oder Asche zu bestreuen oder mit Stroh oder Dedeln zu belegen, und zwar so, daß Vorder- und Hinterextremität sofort fest fassen. Vermag das Pferd aus irgendwelchem Grund trotz dieser Unterstützung nicht aufzuspringen, so zieht man, wenn es bereits auf dem Brustbein liegt, einen Strick oder Gurt unter der Brust dicht hinter den Vorderbeinen durch und unterstützt es in dieser Weise durch Heben auf beiden Seiten. Eine Stange unter dem Pferde durchzustrecken, verursacht ihm Schmerzen.

Eingerostete Schraubenmuttern zu lösen

Ist oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, da dieselben häufig brechen, ohne sich zu rühren. Dagegen gelingt diese Lösung leicht, wenn man auf die Verbindungsstellen Kerosinöl bringt, welches in kürzester Zeit die kleinsten Rissen durchdringt, in vielen Fällen hilft auch Terpentinöl. Wird nun an diese Schraubenmuttern oder Bolzen mit einem Hammer geklopft, so werden dieselben in den meisten Fällen lose werden und sich leicht aufschrauben lassen. In hartnäckigen Fällen setzt man die so behandelten Verbindungsstellen der Einwirkung von Hitze aus, die dann den erwünschten Erfolg hervorbringt.

Flecken auf Marmorplatten zu reinigen.

Fett- und andere Flecken herauszubringen, rührt man gleiche Teile von gelbem Kalk mit gutem Honig und Wasser zu einem Brei an, trägt denselben mittelst eines Pinsels gleichmäßig auf und läßt ihn ein bis zwei Tage lang darauf liegen. Ist der Ueberzug trocken geworden, so befeuchtet man ihn zeitweise mit Wasser, um ihn feucht zu halten. Zuletzt läßt man den Ueberzug ganz trocken werden, reibt ihn mit einem Lappen ab und polirt nach.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Der Philosoph Hegel und das „Türmchen“. Im sogenannten Türmchen, das dicht am Berliner Kreuzberg am Ende des früheren Weinmeisterweges, der jetzigen Kreuzbergstraße, gelegen, nunmehr ebenfalls der Bauspekulation zum Opfer fällt, quartierten sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zur Sommerzeit Gelehrte und Beamte gern ein, um gute Luft zu genießen und die Freuden ländlichen Lebens mit dem Verkehr der Hauptstadt zu verbinden; denn das Türmchen war ursprünglich ein Gutshaus. Im Schreckenssommer 1831, als der „Schwarze Tod“, die Cholera, zum erstenmale in Berlin zu wüthen begann, mietete sich, wie Stadtrat Friedel im „Bar“

erzählt, der Philosoph Georg Hegel im Türmchen ein, in der Absicht, sich der Ansteckungsgefahr zu entziehen. Er führte infolge dessen im Türmchen als freiwillig Gefangener ein fast unnahbar abgeschlossenes Leben, und dies vorsichtige Verhalten schien auch vom besten Erfolg begleitet zu sein, denn die heiße Jahreszeit verging, ohne daß der gefürchtete Senfmann mit dem fischernen Finger an die Thür des Türmchens klopfte. Hegel zog deshalb im vollen Sicherheitsgefühl nach der Stadt in seine Wohnung Am Kupfergraben Nr. 4a zurück. Nur wenige Opfer forderte der asiatische Würgengel noch im Spätherbst, und als eines der letzten den größten Denker unseres Jahrhunderts, Hegel, am 14. November 1831.

Rouget de Lisle besaß einen Bruder, der als Brigadegeneral pensionirt wurde, obgleich er als solcher schon in der Armee gedient hatte.

„Weshalb sind Sie nicht als Divisionär pensionirt worden?“ fragte ihn die Marquise d'Amont.

„Die Tochter meines Bruders hat mir geschadet,“ lautete die Antwort.

Die Marquise erstaunt: „Ich wüßte nicht, daß Herr Rouget de Lisle eine Tochter gehabt hat!“

„Doch, gnädige Frau, die Marcellaise.“

Ein verdächtiges Tier.

Lehrer: „Ich habe euch jetzt von der Klapperschlange erzählt. Wer kennt ein ähnliches Tier, dem man ebenfalls nicht trauen darf? Nun, Frischchen?“

Frühchen: „Der Klappertorch!“

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 560:

Es fällt kein Reiter vom Himmel.

Somogramm.

			a	a	a			
			a	a	a			
			a	a	a			
a	d	d	e	e	e	e	e	l
l	m	n	n	n	n	n	n	p
p	p	p	r	r	r	r	r	r
			s	s	t			
			t	t	t			
			t	v	v			

Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß sich aus den langen — senkrechten wie wagrechten — Reihen ergeben:

- 1) eine Heimat,
- 2) ein Bewohner einer altgriechischen Stadt,
- 3) ein beratender Körper.

Auflösung der Rechen-Aufgabe Seite 560:

$$\begin{array}{rcl}
 8 + 2 & = & 10 \\
 12 - 2 & = & 10 \\
 5 \times 2 & = & 10 \\
 20 : 2 & = & 10 \\
 45 & &
 \end{array}$$

